

OMNIBUS

Belletristisches Blatt,

erschint jeden

Sonntag Morgen.

Enthält außer zwei spannenden

Romanen.

aus der Feder der renommirten

Schriftsteller eine reiche Auswahl

von unterhaltendem Lesehoff,

eine Uebersicht der

wichtigsten Neuigkeiten

der Woche,

Politi- und neueste Nach-

richten, Wochen-Rund-

schau etc.

Bedingungen:

Preis per Post:

\$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:

25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square

von 10 Zeilen Kompareil

für jedesmalige Inser-

tion\$1.00

Der Omnibus und das wö-

chentliche Volksblatt, durch die

Post, zusammen nur \$3.00

Der Omnibus und das hal-

wöchentliche Volksblatt, durch die

Post, zusammen nur \$3.00

Der Omnibus und das täg-

liche Volksblatt, durch die Post,

zusammen nur \$9.00

Man adressire gef.

W. Krippenkapel,

Louisville Ky

Jahrgang 2.

Nummer 28.

OMNIBUS.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 5. Juli 1868.

Das tägliche
Louisville Volksblatt,
erschint mit Ausnahme Son-
ntags jeden Morgen und enthält
alle die gegen Morgen einlau-
fenden Depeschen in deutscher Ue-
bersetzung. Es kostet, frei in's
Haus geliefert, in Louisville,
1 Woche 15 Cents.
3 Monate per Post \$2.00
6 Monate " " 4.00
1 Jahr " " 7.50
Das halbwöchentliche
Louisville Volksblatt,
erschint jeden Mittwoch am
Samstag Morgen. Es kostet
frei in's Haus geliefert, in Louis-
ville,
1 Woche 5 Cents.
1 Jahr per Post \$2.50
6 Monate " " 1.25
Das wöchentliche
Louisville Volksblatt
verläßt jeden Mittwoch Morgen
die Presse und wird sofort zur
Post befördert. Es enthält ne-
ben den neuesten politischen Na-
richten den ausgedehnten Be-
richt und namentlich einen tag-
täglich ausgearbeiteten Markt-
bericht. Der Preis dieses
Blattes ist in unbedingten
Vorauszahlung
6 Monate 75 Cents.
1 Jahr 1.50
Einzelne Nummern — 65
Anzeigen für das Blatt finden
baldige Aufnahme.
Nach Deutschland
versenden wir das Blatt ent-
geltlich. Die Postkosten (welche
wie die Frachtung bedragen)
1 Jahr \$5.00
6 Monate 2.50
3 Monate 1.25
Einzelne Nummern — 10

Eine zweideutige Empfehlung.

(Man lese zuerst die Verse in ihrer na-
türlichen Reihenfolge, dann mit dem er-
sten anfangend, immer einen überspring-
end.)

Salzburg, den 5. April 1868.

Lieber Freund!

Der Uebersetzer dieser Zeilen wünscht, daß
ich ihm ein paar Zeilen an dich mittheile, da
er Dir recht genau bekannt werden möchte,
ich kenne ihn schon lange und gründlich, und
weiß:

Er ist in geistiger wie in sittlicher Beziehung
ein tüchtiger, brauchbarer Mensch, und nicht so
ein miserables Subject wie alle wissen,
das dein letzter Sekretär leider gewesen ist.
Die ihn hier seit vielen Jahren gekannt haben,
verlieren ihn in der That sehr ungern und
sie werden, wie ich überzeugt bin, sehr froh sein,
wenn es ihm bei Dir recht gut geht und
wenn ihm in Deinen Diensten der verdiente Lohn
zuteil wird.

Er besitzt Fleiß, Ehrlichkeit, Treue u. Ausdauer;
ein Betrüger, Heuchler und Dieb ist er
nie gewesen; im Gegentheil hat er
seit frühester Jugend auf, wie alle Leute be-
zeugen.

den Grundsatz der Ehrlichkeit und Redlichkeit ge-
habt.

Auf diese Empfehlung wirst du wohl den Herrn
in deine Dienste nehmen, und nicht nöthig ha-
ben, ihn schleunigst die Treppe hinunter und aus dem
Haus zu lassen, wie bei dem letzten Sekretär,
und dann wirst du der ganzen Gegend wohlthun
durch die Anstellung des jungen Mannes.

Verzichst grüßt dich Dein

Alleg. v. Hererath.

Aus Knaak's Leben.

Knaak liebt ein. Es ist schon lange
her, aber wir können uns noch darauf be-
sinnen.

Seine Mittel und die Bibel erlauben
ihm Das. Das Cölibat war nicht seine
Ueberzeugung; auf den Stuhl in Rom
gab er keinen Peterspennig.

Damals drehte sich noch die Sonne um
die Erde.

Die Geliebte liebte ihn wieder.

Damals geschahen noch überall Wun-
der.

Es kam zur Verlobung. Bei dieser
Gelegenheit gab sie ihm einen Kopernikus.

Knaak fuhr entsetzt zurück; die Sonne
stand vor Schreck still und die Erde lief,
was sie konnte, um sie herum.

Die Orthodoren wären am Berge ge-
standen, aber es befand sich in dieser Ge-
gend keiner.

Seit diesem Tage hat Knaak der Liebe
entfagt und verfolgt die Erde, um sie zum
Stehen zu bringen.

Es gelang ihm bis jetzt nicht. Die Erde
läuft noch immer um die Sonne und lacht
über Knaaken.

Wer weiß, was noch geschieht! Ich
nicht.

Sogar der Geheimen Regierungsrath
Wagener soll es nicht wissen.

Warnung an ungeschickte Schei- densüßigen.

D schießt nicht in die Wollen dort—
Sie spahen ja nicht besser—
Sie tröpfeln gleich in Einem fort.
Zu Wasser wird die Faser!

Volle. Des wunder mir aber, daß
der Reichthümliche Wagener, wie er
behaupete, wir hätten keine Consti-
tution, um Constitution wäre Krimo-
dram, vom Präsidenten nicht zur
Ordnung gerufen wurde!

Knolle. Aber, Volle, was reißt vor
Knaak zusammen! Der Geheimen
Regierungsrath Wagener ist ja selbst
der beste Beweis für das, was er
sagt.

Depeschen des Louis. Omnibus.

(Durch unsern Spezial-Cable.)

Evansville, 2. Juli. Der „De-
mokrat“ hat sich in Anbetracht des in der
„Union“ ausgeübten Faustrechts ver-
anlaßt gesehen, das Standrecht zu pro-
clamiren. Wer räsontirt, wird gelassen-
steinit.

*) Anmerk. des Lesers. Sollen die
Ver. Staaten mit dem Ausdruck: „Union“,
oder eine Zeitung gemeint sein?

Louisville, 2. Juli. Mayor
Tomperr hat sich aus ökonomischen Grün-
den bestimmen lassen, mehrere Schiffsa-
nungen Rubrüben zu verschreiben, um
damit die neue Polizei zu füttern. Die
alte Polizei bleibt unterdessen im Lande
und nähert sich redlich von niederschlagen-
den Mitteln, Knütteln und Aufbrause-
pulver, wenn die neue Polizeibill für un-
constitutionell erklärt wird.

New York, 4. Juli. Die demo-
kratische National-Convention trat heute
hier zusammen. Ben. Butler präsi-
dirte.

New York, 4. Juli. Die ganze
Stadt weint vor Nührung. Die Schürze
der Staatsbäse ist von Thänen durc-
näßt. Man vermutet, daß Barnum
und Pierson die Nomination erhalten wer-
den. Ihr Cabinet soll aus folgenden
Herren bestehen:

Cultusminister: Der Indianer-
häuptling Holo in the day.

Kriegsminister: Mayor Tomp-
err.

Finanzminister: A. Bennede.

Marineminister: Der Herbergs-
vater.

Minister des Aeußern: Rann.

Generalanwalt: Ein Bögling
des Taubstummen-Instituts.

New York, 4. Juli. Folgende
Plattform ist soeben angenommen.

§ 1 Wir Menschen sind ja alle Brü-
der.

§ 2 Die Schwestern sind aber auch
nicht zu verachten.

§ 3 Es giebt auch Schnapps in der
Welt.

§ 4 Und zwar ziemlich viel.

§ 5 Schnapps ist ein edeles Getränk.

§ 6 Desphals wollen wir „Einen“
trinken.

§ 7 Nur immer langsam voran.

§ 8 Wir sind gelungene Jungen.

§ 9 Die Freiheit ist das höchste Gut.

§ 10 Am vierten Juli spielen Kinder
mit Schießgewehren.

§ 11 Es wird fortge—

Washington, 3. Juli. Die Re-
publikaner wissen nicht mehr, wo sie vor
Angst hin sollen. Sie singen jetzt nicht
mehr:

„Mich fliehen alle Freuden,“

sondern:

„Mich freuen alle Fliegen.“

Washington, 4. Juli. Die
Republikaner haben heute ihr Princip
verloren. Der ehrliche Funder wird eine
gute Belohnung erhalten, wenn er sich
meldet bei Butler u. Co.

Constantinopel, 4. Juli. Der
hiesige conservative Verein hat einen Preis
auf die beste Beantwortung der zwei Fra-
gen ausgesetzt:

„Warum hat die Republik Schweiß-
keine Schulden?“

„Aus welchen Gründen hat sich die
mercantile und industrielle Thätigkeit in
Defrecht gleichzeitig mit dem liberalen
Regierungssystem auf das Erfreulichste
entfaltet?“

Zwei Leute stritten über den Vorzug
des Mondes und der Sonne. „Ei, sieh
einmal,“ sagte der Eine, „der Mond ist
mir lieber; denn bei Nacht leuchtet er Ei-
nem doch nach Hause; aber die Sonne
die bist mir nicht, denn am Tage, da ist es
ja ohnedies hell!“

Komische Anzeigen.

—Der Stettiner General-Anzeiger ent-
hält folgende komische Anzeigen:

„Am 16. d. Mts. Nachmittags 5½ Uhr
entschlief sanft meine liebe Frau u. Kind
Louise P. geborene Zeitner im Wochen-
bette an der Unterleibsentzündung in ih-
rem 34. Lebensjahre, tiefbetrußt stehe ich
an ihrem Sarge mit 3 kleinen Kindern
um stilles Weileid bittet.“

A. P. Weichensteller,
an der Eisenbahn hieselbst.

—Todes-Anzeige. Nach Got-
tes weisen Willen endete heute früh 4
Uhr (durch die Nacht des Todes) unser
kleiner freundlicher Ernst unter schwerem
Kampfe seine vier Monat alte Laufbahn,
wieder zu seinem geistigen Ursprung zu-
rück. Solches Freunden u. Verwandten
zur Nachricht.

Handelsmann und Frau.

—Ein tüchtiges und anständiges Haus-
mädchen, in allerlei Handarbeit gut ver-
fahren, sucht eine Stelle zum 2. October
zum Vermietten. Sie ist in der Linden-
straße No. 16 im Keller.

—An einem Wirthshause in London
befindet sich ein Schild, auf welchem drei
Kreuze stehen. Ein Wüthling knüttelte mit
einem Diamanten folgende Zeilen in die
Schildertheile:

An den Wirth.

Drei Kreuze sind das Schild an der Thür,
häng' Deine Frau dazu, so macht es vier!

—Das „Hallische Tageblatt“ am 30.
Mai enthält folgende Bekanntmachung:

„Von morgen ab wird die Fontaine
auf dem Markte springen. Wir empfeh-
len dieselbe dem besondern Schutze der
Bürgerchaft und erwarten, daß Jeder-
man thätig dazu mitwirken werde, allem
Nuthwillen und den Ungezogenheiten ein
Ziel zu setzen die etwa an dieser öffent-
lichen Anlage zu Nuz und Frommen der
Einwohnerschaft sich kund geben möchten.“

Halle, den 30. Mai 1868.

Der Magistrat.

—Im Inseratenteil der „Kölnischen
Zeitung“ finden wir folgende schamlose
Annonce: „Für Damen! Ein alleinsteh-
ender vermöglicher Herr in mittleren
Jahren, gesund und kräftig, wünscht, da
er im Laufe der nächsten Monate öfters
Köln und Düsseldorf besucht, die Bekant-
schaft einer alleinstehenden gebildeten
Dame zu machen. Verschwiegenheit ist
Ehrensache. Adresse werden Schiffe Z
post rest. Köln erbeten.“

—Ein irldischer Geistlicher hatte bei
einer Beerdigung vergessen, von welchem
Geschlecht die Leiche war. Als er in sei-
ner Rede an die Worte kam: „Unser theu-
erer Bruder oder Schwester“ hielt er inne,
und fragte einen der Leittragenden, der
neben ihm stand: „Ist es ein Bruder oder
eine Schwester?“

—Keins von Beiden,“ antwortete der
Irländer, „es ist bloß eine weitläufige
Freundschaft.“

—Gast sein Kahlkopp hat eine Portion
Braten vor sich. „Der Braten ist wie-
der ganz kalt! Was ist das für eine Wirth-
schaft?“

Kellnerin: „Wenn Ihna der Braten
net warm genug ist, so stellen ihn halt
noch a wenig auf Ihre-Platt'n!“

—Die englischen Journale brachten
tätlich eine Anzeige von einem Hrn. An-
dreas Cooge, daß wer denselben die ge-
ringe Summe von 6 Pence einfende, da-
für das gekochene, wohlgetroffene Por-
trait der Königin Victoria in Farbendruck
erhalte. Auf diese Anzeige hin erhielt
Herr Cooge Tausende von Briefen mit 6
Pence, worauf er seinen Kunden in ei-
nem Briefcouvert und unfrankirt, eine
Penny Postkarte zurücksandte, auf wel-
cher sich das Portrait der Königin befin-
det.

Karitäten Kassen.

Unserer Karitätensammlung sind fol-
gende Gegenstände beigelegt worden:

I. Der Hering, den gewisse Blätter dem
Mayor Tomperr geben.

II. Der Durst, den die Mitglieder einer
Fischungspartei zu empfinden pflegen.

III. Das colossale Loch, welches die
Pogit in der Plattform der beiden Landes-
parteien hat.

IV. Mehrere Proben des Enthusias-
mus, welcher auf dem New-Yorker Schü-
penfeste die Gäste berauschte.

V. Die Gemüthlichkeit, mit welcher sich
diese Leute in der Hundstagsbisse zu keu-
gen pflegen.

VI. Das Haar, welches Andy John-
son in der demokratischen Convention ge-
funden hat.

VII. Die Harmonie, mit welcher man
Musikdirectoren zu erwählen pflegt.

Aus der guten alten Zeit.

Unter den Documenten des Mittelal-
ters im bischöflichen Archiv in Amiens in
Frankreich fand man unter andern Per-
gamentbüchern einen Tarif, nach welchem
in damaliger Zeit die Verrichtungen des
Scharfrichters remunerirt wurden. Ein
sprechendes Zeugniß für die Humanität
jener Jahrhunderte, wo die Allmacht der
Geistlichkeit eine unbeschränkte war.

Als Besoldung fand dem vielbeschäftig-
ten Mann 60 Ecus nebst freier Wohnung
ausgelegt, sowie einige Scheffel Korn und
5 Ellen Tuch.

Außerdem empfing er:

1) Für das Streichen einer Person mit
Ruthen und zwar hinter einem Vor-
hang 15 Sol.

2) Für das Streichen und Schlagen eines
Verbrechters auf öffentlichem Platz
20 Sol.

3) Für das Erhängen oder Erdrosseln
eines Verbrechters 80 Sol.

4) Für die Abnahme eines Verbrechters
vom Galgen 60 Sol.

5) Für das Abhauen einer Hand 40
Sol.

6) Desgl. der Junge 40 Sol.

7) Für das Köpfen eines Menschen mit
dem Schwert 1 Ecu 20 Sol.

8) Für das Aufspießen des Kopfes auf
den Galgen und Verscharren des Ca-
davers 1 Ecu 20 Sol.

9) Für das Häuten eines Menschen 1
Ecu 40 Sol.

10) Derselbe Lohn soll ihm ausbezahlt
werden, wenn der Verbrecher in 4
Theile geschnitten und jeder Theil
an einen verschiedenen Ort einge-
scharrt wird.

11) Für Anwenntung glühender Zangen
und Einfrigen glühenden Blei's in
die Atern 40 Sol.

12) Für das Biertheilen eines Verbrechters
durch Pferde 1 Ecu 50 Sol.

13) Für das Töbten oder Kochen eines
lebenden oder gehängten Menschen
mittels siedendem Wasser 1 Ecu 20
Sol.

Eine süddeutsche Zeitung erzählt von
einer gelungenen Diagnose. Zu einem
Arzte kam neulich ein sehr kräftlich aus-
sehender Mann. Der Doctor befragte
ihn sehr genau, und dann sagte er zu ihm:

„Mein lieber Freund, Sie leiden an Hy-
pochondrie, und das beste Universalmittel
dagegen ist reichliche Bewegung, die Ih-
nen sicherlich gänzlich fehlt. Was ist ei-
gentlich Ihre Beschäftigung?“

„Ich bin seit 20 Jahren — Zeitungs-
träger.“

Als eines Tages die Frage erörtert
wurde, ob es wirklich Unglück bedeute, wenn
Dreizehn an einem Tische saßen, erwiderte
Jemand: „Allerdings bedeutet es Unglück,
aber nur in einem Falle, wenn nämlich
blos für Zwölf gelocht ist.“

Ausruß an die Hasen.

Nach Anhalt kommt, ihr Hirsche. Rehe, Hasen;
Hier dürft in Frieden knabbern ihr und grasen!
Nach Anhalt kommt, ihr Eber, Sau'n u. Herten
Hier stört kein Bauer euch in euren Werken!

Hier leben wir in steten Friedensfesten
Und dürfen uns vom Schweif der Bauern mästen!

Hier finden reiche Nahrung wir und Wohnung,
Und selbst der Fürst behandelt uns mit Schöpfung.

Und sterben wir—was kann es Schöneres geben?
So enden Ritterhände unser Leben!

Hier gilt noch alte Sitze, Treu und Recht,
Und wer euch zu beleidigen sich erseht

Und auftritt als des Bauernparks Vertheidiger!
Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Der wird bestraft als—Rajestätsbeleidiger!

Ein Zweikampf.

(Fortsetzung.)

„Und die Beiden sollen sich dennoch wirklich schießen, Herr von Konau?“
„Wissen Sie ein Mittel, es zu hindern?“

„Lassen Sie uns überlegen.“
„Da kommen die Anderen.“
„Unterwegs denn.“

Zu den Beiden kamen von zwei verschiedenen Seiten drei andere Herren. Zuerst allein ein junger Offizier, ein hübscher junger Mann mit einem frischen, fröhlichen, mutigen Gesicht. Die Fröhlichkeit war einem ernsteren Zuge gewichen. Der Muth war zu fest in dem Gesicht ausgeprägt, als daß er daraus entschwinden konnte.

Jene Beiden begrüßten ihn als den Herrn von Langensfeld. Die zwei Anderen naherten sich gemeinschaftlich.

Der Eine, gleichfalls Offizier, war ein großer, schöner, junger Mann mit einem ausdrucksvollen, bleichen, unverkennbar unter einem tiefen Schmerz leidenden Gesicht. Es war der Baron von Neurode. Seine Begleiter war die lange, hagere, blaße, unheimliche Figur des Kammerherrs von Rohner.

„Der Teufel, nach dem man nicht zu suchen braucht!“ hatte der Doctor von ihm gesagt.

„Hinter oder Mörder?“ hatte der Criminaldirector ihm nachblicken müssen.
„Wir sind Alle beisammen, meine Herren, nach folgender Herr von Rohner hat das Wort. Brechen wir auf.“

Er hatte die Anderen leicht begrüßt. Er nahm den Arm des Herrn von Neurode und ging mit diesem voran.

Die beiden Gegner hatten keinen Blick mit einander gewechselt.

Die fünf Herren hatten sich in einem Erleubölzchen, ungefähr eine Viertelmile von der Stadt, getroffen. Das Hölzchen grenzte an den größeren Stadtwald. In diesen begaben sie sich hinein.

Der Kammerherr von Rohner machte den Führer. Neben ihm ging der Baron Neurode. Die drei Anderen folgten in einiger Entfernung. Sie gingen zusammen.

„Wir wollten überlegen“, sagte der Doctor. „Herr von Langensfeld gehen Sie mir Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie jene Worte, die Sie über Neurode gesprochen haben, sollen, in der That nicht gesprochen haben.“

„Halten Sie mich solcher Verläumdung für?“ sagte der junge Offizier.

„Zum Teufel, nein.“

„Warum wollen Sie dann mein Ehrenwort?“

„Damit sich zwei brave Menschen einander um eines Lumpen willen nicht tödt schießen sollen.“

„Ich sehe nicht ein, was mein Ehrenwort zu thun hat.“

„Geben Sie es nur. Sie können es.“

„Ja, ich kann es, und—hier haben Sie es.“

„Würden Sie es auch dem Baron Neurode geben?“

„Jetzt nicht mehr.“

„Gut, wenn es nicht anders sein kann. Aber mir können Sie es nicht wehren.“

„Ich würde das doch. Meine Ehre.“

„Ist hier zu einem Spielball in der Hand jenes langen, dünnen Schufes geworden, den alle Welt als einen Schurken kennt und der doch alle Welt in nicht begreiflicher Weise beherrscht. Teufel, man muß nur ein rechter Teufel sein, um die Welt zu regieren. Auch Sie hat der Schuft an seinem Gängelbände. Junger Lieutenant! An mir soll er heute seinen Mann finden. Seine schöne Cousine will der Mensch haben, die junge, reiche Wittve. Schon seit Jahren ist er ihr nachgelaufen, schon lange vorher ehe der Neurode aus Ägypten zurückkam. Sie war kaum Wittve geworden. Sie ließ den widerwärtigen Menschen abfahren, immer, denn er kam immer von Neuem. Der Baron Neurode ward nun um sie. Ich glaube, sie waren schon als Kinder halb und halb mit einander verlobt gewesen. Sie fanden sich wieder. Lange mieden sie sich, dann waren sie beisammen, dann waren sie wieder auseinander. Es war ein sonderbares Verhältnis, in das kein Mensch recht hineinsehen konnte. Sie konnten es vielleicht selbst nicht. Jener Schuft, der Rohner, mochte es ihnen selbst trübe genug gemacht haben. Denn wer konnte zweifeln, daß er, nur er dahinter steckte? Jetzt endlich sollten sie sich verloben, da greift er zu dem letzten Mittel, zum Mord. Und er selbst hat nicht einmal den Muth dazu. Sie sollen der Mörder sein, oder Neurode. Es ist eins. In beiden Fällen hat Neurode die Braut verloren. Und das sollte dem Burschen gelingen? Nimmermehr, so wahr ich noch der Doctor Chalchäus heiße.“

Er hief wirklich so, der brave, dicke Doctor, der sich so in Eifer geredet hatte, daß er nur haufend weiter gehen konnte. Aber er hatte seine beiden Begleiter überzeugt.

Geben Sie mir volle Vollmacht? fragte er den Herrn von Langensfeld.

„Voll, denn Sie werden meine Ehre nicht compromittiren.“

„Bei Gott nicht.“

„Und ich stehe Ihnen bei“, sagte der Herr von Konau.

Sie hatten die Stelle des Waldes, die zum Kampfsplatz bestimmt war, erreicht.

Es war eine der abgelegensten Gegenden, der großen, dichten Waldung. Selten kam Jemand hin.

Sie machten Halt.

„Hier, meine Herren“, sagte der Herr von Rohner in seiner gewöhnlichen anmaßenden, befehlenden Weise. „Stellen wir zuerst die Mensur fest, Herr von Konau. Sie ist auf zehn Schritte verabredet.“

Er hatte Recht in seinem Verlangen. Sie maßen, neben einander hergehend, die zehn Schritte ab.

„Raden wir jetzt die Pistolen. Gleich zwei Paar. Ich habe die meinigen mitgebracht. Ich gebe mein Ehrenwort, daß der Herr von Neurode noch nie damit geschossen hat. Acceptiren Sie die?“

„Ja. Sie nehmen auch die meinigen an?“

„Kein Bedenken.“

Sie luden die zwei Paar Pistolen. Die beiden Duellanten hatten unterdeß, getrennt von einander auf der Seite gestanden.

Sie standen Jeder nahe genug vor seinem Tode. Es hatte sie erregt gestimmt. Der Herr von Langensfeld, der jüngere, frischere, noch leichtsinnigere, suchte es zu verbergen, oder auch in seinem eigenen Inneren sich darüber wegzusetzen. Der Herr von Neurode blickte in tiefem, fast schmerzlichen Sinnen vor sich hin.

Ihm nabete sich der kleine Doctor, zu verständlich, denn der in sich gelebte schmerzliche Blick schien ihm von guter Vorbedeutung zu sein.

„Herr Baron, Sie kennen mich als einen Ehrenmann, obwohl ich nur ein Doctor bin.“

Er schien sich doch etwas verrechnet zu haben. Der Offizier sah ihn finster fragend an.

„Nun?“

„Ich kann Sie auf mein Ehrenwort versichern, daß hier ein Mißverständnis vorliegt.“

„So?“

„Oder vielmehr eine nichtswürdige, schändliche Intrigue.“

„Hätten Sie Beweise, mein Herr?“

„Der Herr von Rohner ist Ihr Hinterbringer.“

Der Offizier verzuckte sich leicht. Aber er hatte sich eben so schnell gefaßt.

„Sie sind, so viel ich weiß, als Arzt hier, Herr Doctor Chalchäus?“

„Ja. Aber auch als Ehrenmann, der es mit zwei Ehrenmännern zu thun hat. Mit zweien, Herr Baron. Ich wiederhole meine Frage.“

„Sie bemühen sich vergebens.“

„Zum! Aber wir wollen sehen. Herr Baron, der Herr von Langensfeld hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er die Ihnen hinterbrachten Aeußerungen niemals gethan hat. Ich glaube dem Herrn von Langensfeld. Das ganze Officierscorps wird ihm glauben, Mann für Mann, wenn Sie sie fragen. Und wer ist nun Ihr Hinterbringer? Der Herr von Rohner ist es, ich wiederhole es Ihnen. Und hat er Ihnen Beweise gebracht? Nur einen einzigen Zeugen? Er hat es nicht. Er hat keinen. Aber er hat ein Motiv. Er liebt Ihre Cousine, Herr von Neurode, Ihre Verlobte; freilich, wie der Herr von Rohner lieben kann.“

Der bleiche Offizier war zusammengefahren.

„Mein Herr!“ rief er dennoch.

Aber die beiden Secundanten waren gerade mit dem Laden der Pistolen fertig. Der Herr von Rohner trat mit der für seinen Duellanten bestimmten Waffe zu diesem.

„Hier, Neurode. Auf die Mensur, meine Herren.“

„Er rief es befehlend genug. Sein übermüthiger Blick traf den kleinen Doctor. Aber der kleine Doctor ließ sich nicht einschüchtern.“

„Herr von Neurode, Sie hatten mir noch etwas zu sagen.“

Der Offizier wollte antworten. Aber der Herr von Rohner trat zwischen Beide.

„Hier ist jetzt keine Zeit zum Schwagen, sondern zum Handeln, meine Herren.“

Sie, Herr Doctor, legen Sie Ihr Verbandzeug zurecht und kümmern Sie sich nicht um Sachen, die Sie nichts angehen.“

Der kleine Doctor wurde zwar feuerroth und wollte aufspringen wie ein Zinsbabe; aber der Baron Neurode gehörte zu denen, über die der Herr von Rohner jene unbeschreibliche Gewalt ausüben konnte. Er nahm seine Waffe und trat auf seine Mensur.

Der Doctor mußte sich zurückziehen. Er konnte es nur mit den Zähnen knirschend. Aber gleich darauf schien er sich doch beruhigen zu dürfen. Er hatte sich nach dem Herrn von Neurode umgesehen und glaubte in dem Gesichte des Offiziers einen plötzlichen festen Entschluß zu lesen, den er sich zum Guten auslegen mußte. Auch der Herr von Langensfeld war auf seine Mensur getreten, ruhig, fast sicher.

So standen sich die beiden Duellanten gegenüber. Jeder den Tod von der Hand des Anderen erwartend. Auch Jeder mit dem Willen, dem Anderen den Tod zu geben? Es ist damit ein eigen Ding im Duell.

Gute Schützen waren sie Beide. Sie waren bekannt dafür.

Nach der Verabredung sollte auf Commando geschossen werden. Auf das Commando: Los! konnten sie also Beide sofort schießen.

Der Herr von Rohner, als Secunda des Beleidigten, hatte das Kommando. „Los!“ kommandirte er.

Der Herr von Langensfeld schoss. Er hatte gezielt, scharf, wie es schien. Er fehlte. Die Kugel flog, hart an seinem Gegner vorbei, in eine hinter diesem stehende Eiche. Hatte der sichere, geübte Schütze absichtlich vorbeigeschossen? hatte auch er jenen plötzlichen Entschluß in dem Gesichte des Gegners gelesen?

Der Baron Neurode zielte und schoss drei Hand hoch über den Kopf des Herrn von Langensfeld hinweg.

Er hatte absichtlich fehlgeschossen.

Jeder der Duellanten sah darauf seinen Secundanten fragend an.

Der Doctor sah fragend auf die beiden Secundanten. Keiner sprach ein Wort.

Der Herr von Langensfeld und sein Secundant hatten sich verständigt. Der Herr von Konau wollte auf den Baron Neurode zugehen, unzweifelhaft in der Absicht, ihm Genugthuung anzubieten.

Der Herr von Rohner trat ihm entgegen.

„Drei Minuten Geduld, mein Herr. Ich habe vorab noch ein paar Worte mit dem Herrn von Neurode zu sprechen. Darf ich Sie bitten, Neurode?“ sagte er dann zu diesem.

Sie unterwarfen sich wieder Beide seinem Willen.

Der Herr von Konau kehrte zu seinem Duellanten zurück.

Der Herr von Neurode folgte seinem Secundanten hinter die Mensur, zu derselben Eiche, in die kurz vorher die Kugel seines Gegners hineingedrungen war.

Man sah dort den Herrn von Rohner ruhig und kalt mit seinem Verwandten reden. Dann auf einmal aber sah man diesen tiefer erblasen; er mußte sich an die Eiche anlehnen. Man glaubte eine Leiche an den Baum angelehnt.

Was der Kammerherr von Rohner, der Henker oder Mörder, dem blaffen Offizier gesagt, was Beide mit einander gesprochen hatten? Es ist später festgestellt. Es war folgendes:

„Sie schossen in die Luft, Neurode?“

„Ja. Auch Langensfeld hatte nicht treffen wollen.“

„Der Doctor hatte vorher mit ihm gesprochen.“

„So mag es wohl sein.“

„Der Doctor sprach darauf mit Ihnen?“

„Sie haben es bemerken müssen.“

„Darf ich wissen, was er Ihnen sagte?“

„Daß Langensfeld ein Ehrenmann sei.“

„Mit dem Sie sich also versöhnen wollten?“

„Meine Ehre gebietet es.“

„Freilich, nachdem ich durch die Jarce des Schießens in die Luft Genugthuung geworden ist. Die jungen Herren Offiziere haben jetzt sonderbare Begriffe für Ehre.“

„Rohner!“

„Sie wollen es sich also wirklich gefallen lassen, daß der Herr von Langensfeld Sie so ein dagelottes behandeln dürfte? Er schoss zuerst.“

„Am von mir die Kugel erwarten zu müssen.“

„Pah! Um morgen, oder heute Abend schon dem Fräulein von Zeller erlauben zu können: wie war dieser Neurode froh, daß ich ihm das Leben schenkte! Man konnte nicht drei zählen, da hatte er schon in die Luft geschossen.“

„Besser Rohner, Sie—Aber warum soll ich mich über Ihre Worte ereifern? Lassen Sie mich Ihnen einfach erklären, daß Ihre Bemerkung für mich keinen Stachel hat.“

„Ah, ich bedaure das, Better. So muß ich in einer anderen Weise mit Ihnen reden.“

„Und in welcher?“

„Sie sind seit einem Jahre wieder hier in Ihrem Regimente eingetreten.“

„So ist es.“

„Einige Monate vorher war Emma unsere gemeinschaftliche Cousine, hierher gezogen.“

„Auch das ist so.“

„Ein Vierteljahr später ließ ich mich hierher verlegen.“

„Was soll das Alles?“

„Wissen Sie, warum ich mich hierher verlegen ließ, Ihnen hierher folgte?“

„Ich kann Ihre Absichten und Pläne nicht kennen.“

„Einfach, um in Ihrer Nähe zu sein. Und wissen Sie, warum das?“

„Nein.“

„Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Sie im vergangenen Sommer einige Male zum gemeinschaftlichen Baden aufforderte?“

„Ich begreife in der That nicht.“

„Daß ich es immer vergeblich that.“

„Herr von Rohner!“

„Daß ich darauf mit Ihnen zu rappiren suchte. Daß Sie auch darauf nicht eingehen wollten. Und soll ich Ihnen nun auch sagen, warum ich alle diese Versuche machte?“

Der Baron Neurode antwortete nicht. Er war unruhig geworden.

Der Herr von Rohner fuhr fort:

„Ich suchte einen Nadelstich an Ihrem Körper, lieber Better. Einen, einzigen, kleinen, unbedeutenden Nadelstich.“

Der Baron Neurode war leichenblau geworden. Er mußte sich an den Baum lehnen, an dem sie standen. Sprechen konnte er kein Wort.

Zu dem Offizier, der einer Leiche äh-

lich da stand fuhr der Herr von Rohner fort, kalt, ruhig, höhnisch, während seine großen dunklen Augen unter den dichten Augenbrauen hervor vernichtende Blitze schleuderten.

Er war in diesem Augenblicke Henker und Mörder zugleich.

„Ich brauche nach dem kleinen Nadelstich nicht mehr zu suchen, Herr Baron Neurode. Ihre ganze Jammergestalt ist ein einziger, großer, verrathender Nadelstich, der Sie dem Henker überliefert. Aber Sie sind mein Verwandter, und ich will Ihre Ehre schonen. Es giebt dafür zwei Mittel, die Sie in der Hand gegeben. Ja, lieber Better, der kleine, freche Doctor hatte Ihnen vorhin die Wahrheit gesagt. Der Herr von Langensfeld hat kein Wort von dem geäußert, was ich Ihnen hinterbracht hatte. Aber Sie wollten mir gutwillig Ihre Brust, Ihren Arm, oder wo jener Stich sonst liegt, nicht zeigen, da mußte ich Sie denn hierher auf die Mensur bringen. Denn meinen Willen und meine Ueberzeugung mußte ich haben. Ich mußte den Stich sehen. Langensfeld er, der sicherste Schütze, den ich kenne. Ich habe ihn jetzt gesehen. Ich sehe ihn. Es kommt nur noch auf Ihre Ehre an, und Sie haben dafür die Wahl. Entweder Sie schießen den Herrn von Langensfeld nieder. Dann können Sie mit Ehren flüchten, um nimmer wieder zu kommen. Oder Sie lassen sich von ihm tödt schießen. Es wäre das Beste. Es wäre dann für Sie mit einem Male Alles vorbei. Daß das Eine oder das Andere sein muß, davon werden Sie sich überzeugen. Treffen Sie Ihre Wahl für sich. Ich habe jetzt noch drei Worte mit dem Herrn von Langensfeld zu sprechen. Sammeln Sie sich unterdeß, um dann auf die Mensur zurückkehren zu können.“

Er ging zu dem Herrn von Langensfeld. „Mein Herr, Sie wollten vorhin Ihren Secundanten zum Baron Neurode schicken. Darf ich fragen, mit welchem Auftrage?“

„Um dem Baron Genugthuung anzubieten.“

„Ich bedaure, daß Sie sich die Mühe gegeben haben. Der Baron ist fest entschlossen, Sie niederzuschießen, u. wenn ich Ihnen einen freundlichen Rath erteilen dürfte.“

„Ich bedarf dessen nicht, Herr von Rohner.“

„Oho, mein Herr von Langensfeld, den Rath, eine Ehrensache nicht zu einem Kinderspiele herabzuwürdigen, zu einer Jarce, hinter der die Welt nur zu gern die Fellebende entdeckt, den Rath daß noch Jeder sich gefallen lassen muß, und jeder Ehrenmann hat ihn gern angenommen. Ich hätte nie geglaubt, daß Offiziere des Königs sich so schlagen konnten, wie ich es hier sehen mußte. Ich überlasse Ihnen, was Sie ferner thun wollen. Der Herr von Neurode ist entschlossen, Sie niederzuschießen.“

Damit kehrte er dem Herrn von Langensfeld den Rücken zu und ging zu dem Baron Neurode zurück.

„Auf die Mensur, Neurode.“

Der Herr von Langensfeld war dunkelroth geworden.

Sein Secundant kam zu ihm.

„Was ist das, Langensfeld?“

„Ich muß meinen Gegner niederschließen.“

Der Doctor war dem Secundanten gefolgt.

„Nichts da. Ihr müßt Euch vertragen. Der Teufel hat wieder geübt. Ich gebe auf der Stelle zum Baron.“

„Auf keinen Fall, Doctor. Ich verbitte es mir. Mein Entschluß steht fest. Ich kann, ich will nicht anders.“

„Aber zum Teufel!“

„Konau, auf Deinen Platz!“

Der Herr von Langensfeld rief, befohl es. Der junge Offizier war an seiner Ehre angegriffen, der lebhafteste junge Mann war empfindlich. Er stand schon auf seiner Mensur.

Auch der Baron Neurode war auf die seinige zurückgekehrt.

Der Herr von Konau mußte gleichfalls seinen Platz wieder einnehmen.

Der Doctor mußte zurücktreten.

Die Secundanten reichten den Duellanten frische Waffen.

Die beiden Kämpfenden standen zum zweiten Male einander gegenüber. Jeder wiederum mit einem festen Entschlusse, aber mit einem anderen, als das erste Mal.

Der Lieutenant von Langensfeld hatte nur den einen Gedanken, nur den einen Willen sich zu schlagen, wie es einem Offizier seines Königs zusam, seinen in Zweifel gezogenen Muth wieder klar, seine schon angegriffene Ehre wieder herzustellen. Es konnte nur durch Blut geschehen. Sein noch immer vor Jörn geröthetes Gesicht verlangte nach Blut.

Der Baron Neurode — konnte ihm an dem Leben noch etwas gelegen sein? Und dennoch! Stand er nicht an dem Ziele der Wünsche seines Lebens, der Träume seiner Jugend? Emma von Neurode hatte sein Herz erfüllt, seit er wußte, daß er ein Herz hatte. Sie war ihm entrisen. Er hatte sich in den wildesten Krieg, in den Kampf mit barbarischen Horden gestürzt, nicht um sie zu vergessen, nein, um den Tod zu finden, weil er sie nicht vergessen konnte. Er hatte den Tod nicht gefunden, aber sie war wieder für ihn da. Wie ihre Herzen nie getrennt waren, so durften sie nun auch einander ganz angehören. Heute

nach sollte ihr Bündniß feierlich befestigt werden. Und heute sollte, konnte auf einmal das Leben ihm nicht mehr sein? Also auch die Geliebte seines Lebens nichts mehr, für die er, die für ihn so viel gelitten hatte?

„War denn ein Mörder, dem er ohne Widerstreben den Hals hinstricken mußte, war denn der Henker an ihn herangetreten?“

„Er stand auf der Mensur, auf dem Striche des Todes, noch immer blauh, wie eine Leiche, aber mit welchem unbeugsamen Entschlusse, das zeigte seine feste, ruhige Haltung, der ernste, finstere, aber klare und entschiedene Blick seiner Augen.“

„Auf die Mensur!“ kommandirte sein Secundant, der Herr von Rohner.

Sie standen schon auf der Mensur. Sie stellten sich gerader, sie fahsten ihre Waffen fester.

„Los!“

Sie erhoben Jeder seine Waffe.

Sie zielten, sie hielten Jeder die Mündung der Waffe sicher auf die Brust des Gegners gerichtet. Das Auge fehlte nicht. Der Arm rührte sich nicht. Nur ein leiser, unbedeutender, nicht bemerkbarer Drud des Zeigefingers, auf der einen Seite, auf der anderen; auf beiden Seiten zugleich, das hatte der Zufall schon oft gewollt.

Der Lieutenant von Langensfeld drückte den Zeigefinger. Der Schuß war entladen. Die Kugel hatte ihr Ziel getroffen. Der Baron Neurode stürzte nieder. Man rannte zu ihm.

Er war nach vorn herüber gefallen.

Er wurde aufgehoben.

Das Blut quoll, strömte ihm mitten aus der Brust. Die Kugel mußte unmittelbar das Herz berührt haben.

„Er hat noch drei Minuten Zeit“, sagte der Arzt zu den Anderen.

Der Verwundete hatte es auch gehört. Er schlug die Augen auf.

„Nicht mehr so viel“, sagte er. „Wo ist Langensfeld?“

Auch der Gegner war zu ihm geeilt.

Er glückte einer Leiche. Was ist alle äußere Ehre vor dem Bewußtsein, sie mit dem Tode eines Menschen, mit einem Morde erkaufte zu haben, den nur das menschliche Gesetz nicht als Mord bestraft?

Der junge Mann stürzte sich in wilder Verzweiflung zu dem Verwundeten nieder.

„Ich bin Ihr Mörder, Baron. O, sterben Sie nicht mit einem Fluche über mich auf den Lippen.“

Aber der Sterbende nahm seine Hand. Er konnte es noch. Seine Stimme hatte auch noch die Kraft, wenige Worte zu sprechen.

„Ich verzeihe Ihnen Langensfeld. Sie sind nicht mein Mörder. Sie waren nur das Werkzeug meines Mörders. Dort steht er.“

Er wollte die Hand nach dem Herrn von Rohner ausstrecken. Die Kräfte versagten ihm. Die Hand sank zurück. Er versuchte dann noch zu sprechen. Aber über die geöffneten Lippen drang ein dunkler Strom von Blut hervor und verflang das Wort, das er aussprechen wollte.

„Emma!“ — glaubte man zu verstehen. Mit dem Worte verschied er.

Man sah von dem Ermordeten auf den Mörder.

Der Kammerherr von Rohner stand fest und aufrecht da. Die Arme hatte er über die Brust gekreuzt, seine dunklen Augen waren mit einer eisigen Kälte und Ruhe auf den Todten befestet.

„Mörder!“ sagte er mit dieser Ruhe.

„Pah, warum nicht Henker?“

Und er glückte in der That dem Henker, der, nachdem er sein schreckliches Amt verrichtet hat, den Zuschauer das von dem Kumpfe getrennte blutige Haupt vorzeigt.

„Was nun?“ fragte der Arzt. „Hatten die Herren für diesen traurigen Fall Verabredungen getroffen?“

„Ich stelle mich dem Gerichte“, sagte Lieutenant Langensfeld.

Der Herr von Rohner aber trat vor.

„Sie werden sich nicht stellen, mein Herr. Sie haben Verpflichtungen gegen uns Alle hier. Es sind Verpflichtungen der Ehre. Und so waren wir sie vorher eingegangen. Feierlich hatten wir Vier uns gegenseitig unser Ehrenwort versandt, das tiefste Schweigen über das Duell zu bewahren. Wer fälle, habe sich selber das Leben genommen. Der Herr Doctor ist durch sein Ehrenwort nicht gebunden. Er wird das unterge ehen.“

Keiner konnte dem entsetzlichen Menschen widerprechen, auch jetzt nicht. Sie hinderten ihn auch weiter nicht.

Er nahm eine der abgeschossenen Pistolen, die er selbst mitgebracht hatte, u. legte sie zu der Leiche. Er that Alles mit der größten Ruhe.

„Adieu, meine Herren“, sagte er dann leicht. Er verschwand unter den Bäumen.

Auch die Anderen mußten sich entfernen und den armen Ermordeten als Selbstmörder zurücklassen.

Doch sie mußten noch einmal zu dem Todten zurückkehren.

Sie waren schweigend bis zu dem Erleubölzchen gegangen, in dem sie vor einer Stunde zusammengetroffen waren. Sie wollten sich dort trennen, um einzeln, wie sie ausgegangen waren, die Stadt wieder zu gewinnen.

Rev. P. Fehan, Bischof der Diocese von Nashville war gestern auf Besuch in unserer Stadt.

In New Albany wurden im Laufe der letzten Woche nur zwei Heiraths-Lizenzen ausgestellt.

Die Young Men's Christian Association hat einstimmig den Beschluß gefaßt, einen weiteren Theil von Weisiger Halle zu mietzen, um eine Turnhalle zu errichten.

Die Genier feierten gestern den vierten Juli mit einem Picnic auf Cedar Hill. Das Picnic war zahlreich besucht und fand keine Störung der allgemeinen Fröhlichkeit statt.

Im Woodland Garten wird heute die Capelle des Louisville Theater-Orchesters ein großes Instrumental- und Abends die Familie Schwemmerger ein Vocal-Concert geben. Herr Strube hat, wie immer, für alle leiblichen Bedürfnisse gesorgt.

Im Louisville Garten findet heute Nachmittag ein großes Concert statt. Morgen früh wird Hr. Hierfuß einen delikaten Bier-Fisch-Lunch seinen Gästen serviren.

Die Ver. Staaten-Gerichte haben die vorliegenden Prozesse erledigt und werden sich wahrscheinlich morgen bis zum Oktober-Termin verlagern.

S. J. Dodge, ein alter Bürger unserer Stadt, wurde vorgestern von einer Jury als wahnsinnig erklärt und zum Irrenhause nach Hopkinsville geschickt.

Wir vernehmen, daß die Broadway Straße in der vollen Breite vom Cave Hill Friedhof bis zum Ohio Fluß ausgebeugt werden soll.

Der Theil der großen Ohio-Brücke, die Dreh-Spannung über den Portland Canal, soll am Montag Morgen vollendet sein und soll in Bewegung gesetzt werden.

Während des Monats Juni wurden von den hiesigen Briefträgern 119,844 Briefe und 28,020 Zeitungen abgeliefert. 73,887 Briefe und 7704 Zeitungen wurden aus Briefkästen genommen.

Der Postzug für den Süden über die Louisville und Nashville Eisenbahn wird fortan um 8:30 Morgens und der Bardotown-Zug um 3:55 Nachmittags abgehen.

Wer ein gutes und fräftiges Glas Bier heute Nachmittag genießen will, dem rathen wir, die öffentlichen Gärten, unter Anderen, auch Phönix Hill zu besuchen.

Amerikanische Münch-hausfaden. Der Hamburger „Freischütz“ schreibt: Wenn der Münchhausen noch nicht geschrieben wäre, so würde er gewiß in Amerika erscheinen. Wir wissen kein Volk, das mehr Talent zu barocken Einfällen, grotesken Uebertreibungen und komischen Lügen hätte, als das amerikanische. In dem Lande, wo die Sommer mitunter so heiß sind, daß alle Bühnen hart legen, oder wo die Senfen so scharf geschliffen werden, daß man sich im Vorübergehen an dem bloßen Schatten derselben die Beine abschneidet, ohne es zu merken, sollten alle die Abenteuer und Jagdgeschichten, wodurch der Baron v. Münchhausen so berühmt geworden, zu den alltäglichen Vorgängen und Erlebnissen gehören. Kürzlich lasen wir von einem Farmer, der einen so tieferkühligen Dünger erfinden, daß der Saame in jedem Acker schneller wächst, als er geüet werden konnte, so daß man förmlich Reispflanzen vor ihm nehmen mußte. Ein Fremder, der nicht an das Wunder glauben wollte, brachte sich dadurch in die größte Lebensgefahr. Er pflanzte ein Saamenkorn von einem Pumpkin. Raum war das Korn in der Erde, so war auch schon die Schlingpflanze hinter ihm her. Trotz seinem Laufen holte sie ihn in einer Entfernung von hundert Schritten ein und umschlang ihn sofort wie eine Riesenschlange von oben bis unten. Dem Erschrockenen, suchte er sein Messer hervorzuziehen, aber als er seine Hand in die Tasche brachte, war diese schon durch einen riesigen Pumpkin gespickt. Seine Rettung verbandte er dem Zufall, daß die Pflanze eine vorüberführende Eisenbahn gelaufen war und daß eben ein Zug heranbrauste, der sie zerhackte. Ein anderer Amerikaner hatte ein Pferd, das an Schnelligkeit alle Renner der Welt übertraf. Einst ritt er mit demselben um ein weitläufiges Gebäude herum. Es ging immer schneller, immer rasender. Auf einmal sah der Reiter einen andern vor sich, der ihm vollständig ähnlich war. Er jagte ihm nach und überzeugte sich zu seinem Schrecken, daß es selbst war. Er ritt nämlich so schnell, daß er sich selbst in den Rücken kam. Zuletzt aber mußte er einhalten, weil er in Gefahr gerieth, über sich selbst hinwegzureiten und sich selbst das Gesicht abzustossen. In Californien gab sich ein Aufseher daran, einen der berühmten Riesenhäuser umzuhaufen. Nachdem er 14 Tage lang die Art geschwungen, wollte er den Baum umgehen, um abzuschälen, wie viele Monate er noch zu arbeiten habe. Da traf er auf der entgegengelegten Seite einen andern Anseher, der ebenfalls schon 14 Tage mit der Art beschäftigt gewesen war. Beide hatten von ihren Arbeitern keinen Laut gehört.

Aus St. Louis berichtet die West-Post:

Selbstmorde sind in neuerer Zeit an der Tagesordnung. Erst vor Kurzem meldeten wir, daß sich ein junger Mann aus Eitelkummer selbst das Leben nahm und heute haben wir einen ähnlichen Fall zu berichten.

Eine junge Frau, Namens Mary Lawler, die in Columbus Straße, zwischen Victor und Lami Straße wohnte, ertränkte sich neulich, von der schrecklichsten aller Leidenschaften, der Eifersucht, getrieben, in einer Cisterne.

Der Hülfs-Coroner Hermann Prädick hielt gestern Morgen eine Inquest über die Leiche der Unglücklichen ab und stellten sich bei demselben die folgenden näheren Umstände heraus:

Mary Schmitz, so hieß die junge Frau vor ihrer Verheirathung, heirathete vor einem halben Jahre in dem Alter von 20½ Jahren einen Grobbschmied Namens Lawler, der in den Stallungen der Tower Grove Pferdeisenbahn beschäftigt ist. Nach der Heirath erhielt sie häufig den Besuch einer Cousine, welche in der 20. und Market Straße wohnt, und da diese den ganzen Tag bei ihr zu bleiben pflegte, brachte Lawler dieselbe meistens nach Hause.

Am Montag hatte ihr die Cousine abermals einen Besuch abgestattet und Lawler machte sich bereit, dieselbe nach Hause zu begleiten. Als sie sich zum Fortgehen anschickte, sagte die junge Frau zu ihrem Manne, er werde sie bei seiner Rückkehr nicht zu Hause finden, und bezeichnete ihm einen Platz, wo sie den Schlüssel hinlegen wollte. Dies war Lawler auffällig, doch war er sich nicht recht im Klaren darüber, was es zu bedeuten habe, und machte sich mit der Cousine seiner Frau auf den Weg.

Unterdessen wurde die junge Frau von den Furien der Eifersucht geprengt. Ihr Entschluß, sich das Leben zu nehmen, war bald gefaßt. Sie begab sich deshalb in eine Apotheke und forderte Laudanum. Der Apotheker, dem ihr verführer Blick aufzufallen sein mochte, weigerte sich, ihr dieses Gift zu verabreichen. Sie versuchte darauf, ihn zur Verabreichung von Arsenik zu bewegen, indem sie vorgab, das Gift zur Vertilgung von Ratten gebrauchen zu wollen. Doch auch dieser Versuch mißlang und sie kehrte unverrichteter Sache nach Hause zurück.

Als ihr Gemahl nach Hause kam, fand er gegen seine Erwartung die Thür offen und seine Frau im Hause. Er stellte sie mit sanften Worten zur Rede und hielt ihr vor, wie unrecht es sei, schlecht von ihm zu denken, weil er ihre Cousine nach Hause gebracht habe; er habe doch nur eine Pflicht der Höflichkeit erfüllt. Sie schien zufrieden gestellt, gab ihm die Schlüssel mit ihrem Manne.

Um 1 Uhr gestern Morgen erwachte derselbe und sah seine Frau, scheinbar schlafend, an seiner Seite liegen. Er schloß wieder ein, erwachte jedoch wieder um 2½ Uhr, da ihn der Durst plagte. Als er sich umschah, war die Stelle an seiner Seite leer, die Stubenthüre offen und die Uhr stehen geblieben. Ein schrecklicher Gedanke wurde in ihm regte. Er sprang auf und rief und suchte, aber umsonst—seine Frau war spurlos verschwunden. Endlich gegen Tagesanbruch wurde die Unglückliche gefunden. Eine in demselben Hause wohnende Frau wollte Wasser holen und bemerkte dabei, daß sich etwas Ungewöhnliches in der Cisterne befand. Sie sah nach und es stellte sich heraus, daß die Unglückliche die freieschwebende Hand an ihr eigenes Leben gelegt und sich ertötet hatte. Es fand sich ein kleiner Zettel vor, auf dem die folgenden, mit Bleistift geschriebenen Worte standen: „Ist mein Mann nichts, denn er schläft. Ich bin des Lebens müde.“

Ein in ihrem Koffer vorgefundenes Tagebuch bewies, daß die unglückliche Selbstmörderin diesen Zettel geschrieben hat, denn die Schriftzüge correspondiren auf das genaueste.

Der Wahrspruch der Geschworenen lautete den Umständen gemäß, daß die Verstorbene Mary Lawler Selbstmord durch Ertrinken begangen habe.

Herr Ghet hat für den heutigen Nachmittag die großartigsten Vorbereitungen getroffen, um seinen Gästen im Löwengarten mit den besten Erfrischungen aufzuwarten. Der Garten prangt im herrlichsten Grün und finden die Besucher einen lustigen und schattigen Ausruheplatz in den schönen Lauben des Gartens.

Mosquitos haben bereits ihr Erscheinen in unserer Stadt gemacht. Ihr Summen und Schwirren ist namentlich Morgens früh sehr bemerkbar.

Gesuche um Entlassung von ihren Schulden wurden folgenden Personen gewährt:

John W. Smithers, Owen Co.
James Watts, Scott Co.
James E. Dowall, Owen Co.
Christophers C. Barber, Scott Co.
Jephtha D. Robinson, Franklin Co.
Charles Doherty, Clark Co.
Joseph E. Cooper, Lincoln Co.
Elias Evans, Bourbon Co.
Thos. L. Smith, Fayette Co.
Elias Kerley, Frank Co.
John H. Jones, Scott Co.
Richard L. Coleman, Franklin Co.

Telegraphische Depeschen.

Demokratische National-Convention in New York.

New York, 4. Juli. Die National-Convention der demokratischen Partei wurde gestern eröffnet.

Der Präsident des demokratischen Executivcomites.

New York, 4. Juli. August Belmont hielt gestern mit mehreren Capitalisten eine Privatbesprechung ab. Sie kamen überein, den Namen Hancock als Präsidentschafts-Candidat fallen zu lassen, ihn dagegen, wenn irgend möglich, zum Vicepräsidentschafts-Candidaten zu nominiren. Chafes' Aussichten sind dadurch bedeutend besser geworden und viele glauben bereits, daß das Ticket Chafes und Hancock heißen wird.

New York, 4. Juli. Es scheint, daß Hendricks seinen Namen von der Candidatenliste zurückgezogen hat, da er nicht mehr von den Delegaten erwähnt wird. Sollte auch Hancock — und dazu sind Aussichten vorhanden — resigniren, so wird Blair in den Vordergrund gedrängt werden.

New York, 4. Juli. Ueber den jetzigen Präsidenten der Ver. Staaten, Andrew Johnson, wird fast gar nicht gesprochen. Nur die Tennessee Delegation bemüht sich noch, seinen Namen vor die Convention zu bringen.

New York, 4. Juli. Ein Votum der New-Yorker Delegation ergab folgenden Resultat: Zehn Stimmen für Chafes, zehn für Chafes, zwei für Pendleton und die übrigen freistehend.

New York, 4. Juli. Von Pennsylvania wird Pendleton nur 13 Stimmen bekommen. Seine Gegner versichern positiv, daß er die Nominat on nicht erhalten wird.

New York, 4. Juli. Colonel Cooper wurde von den Tennessee Delegaten zum Mitglied des Resolutionscomites erwählt.

New York, 3. Juli. Viele Delegaten zur Soldaten-Convention gaben heute ihre Absicht zu erkennen, daß sie für den General McClelland als Präsident der Convention stimmen werden.

New York, 4. Juli. Die New-England Delegaten sind sehr thätig zu Gunsten Chafes'. Pendletons Freunde behaupten aber, daß ihr Candidat bereits bei der ersten Abstimmung eine Majorität erhalten wird.

New York, 4. Juli. Es erregte Unzufriedenheit, daß die Kentucky Delegation gemeinschaftlich für einen Candidaten stimmen sollte. Es wurde später entschieden, daß nur für Pendleton gemeinschaftlich gestimmt werden sollte, daß aber, sobald dieser über Bord ginge, jeder Delegat seiner eigenen Ansicht folgen dürfe.

New York, 4. Juli. Die politische Situation ist nicht wesentlich verändert. Die New Yorker haben sich noch nicht betheiligte ihres Candidaten entschieden. Man vermutet, daß sie mit Pennsylvanien gemeinschaftlich stimmen werden.

New York, 4. Juli. Captain J. A. Graves von Kentucky stellte gestern den Antrag, die Zweidrittel-Regel abzuschaffen. Der Vorschlag wurde niedergestimmt.

Die Erntebereiche aus den verschiedenen Counties unseres Staates lauten sehr erfreulich. Corn und Tabak versprechen eine reichliche Ernte. Die Wägenereute ist beinahe eingeleimt.

Der Upper Sandy Fluß wird berichtet, daß die Vögel in letzter Zeit verdrängt wurden. Ein verdrängter Charakter, Winfield Castle, ist bereits auf den Verdräng hin verhaftet worden, einer der Theilnehmer an der Verdrängung zu sein.

Ein gutes Bad ist in dieser Jahreszeit eine Nothwendigkeit und wer seinen Körper nicht ganz vernachlässigen, sondern kräftigen wollen will, sollte häufig ein erfrischendes Bad nehmen. Als billiges, reinliches und bequemes Badhaus können wir das des Herrn Henry Rothmann empfehlen. Dasselbe liegt in Jeffersonstraße, Südseite, einige Thüre oberhalb zweiter.

Andrew Johnson, Präsident der Ver. Staaten, hat eine Amnestie-Proclamation gegen alle diejenigen erlassen, welche an der letzten Rebellion Theil nehmen. Ausgenommen sind nur solche Personen, welche jetzt noch unter einer gerichtlichen Anklage stehen. Daß Johnson gerade jetzt die Proclamation erläßt, geschieht deshalb, weil er von der demokratischen National-Convention in New York gerne nominirt werden möchte.

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Vor S. Pop Price, Richter p. t.)
Samstag, den 4. Juli 1868

Gemäß dem Wortlaut des Befehles, daß keine wegen kleiner Vergehen verhaftete länger als vier und zwanzig Stunden im Kerker sein sollen, war heute Morgen das Polizeigericht in Sitzung. Richter Price war in guter Laune und schien den Entschluß gefaßt zu haben, die Armenfünder am vierten Juli seiner Ansicht nach äußerst gnädig zu behandeln. Richter Price dachte: „Die Vorfeier ist auch eine Feier“.

Die Anklage gegen Arthur Ingram, wegen unordentlichen Betragens, wurde niedergeschlagen und hatte der Angeklagte nur die Kosten zu zahlen.

John Murphy und Mary Colleger begannen gestern ihre Kaufbahn im Arbeitshaufe, da sie für ihren Kauf \$5 nicht erlegen konnten.

John Wier und W. Rail, wegen Trunkenheit vorgeführt, wurden um \$3 gestraft und für dreißig Tage unter \$100 Bürgschaft gestellt.

Livingston Mann und Thos. Hovey wurden wegen Trunkenheit um \$3 gestraft.

Folgende Heiraths-Lizenzen wurden im Laufe der letzten mit dem 3. Juli endenden Woche ausgestellt:

Daniel Horton mit Genora Moriarty.
Jacob Miller mit Mary Marcell.
John P. McDermott mit Mary McCarthy.
James James mit Mary Jane Hibbs.
Richard Deering mit Hattie Arnold.
Frederick Weber mit Mary Miller.
Ben A. Rembold jr. mit Emma Regnaud.
Thomas West mit Hannah Barnum.
Caleb Dorsey mit Alice P. Taylor.
John Gessler mit Mary E. Smith.
Wesley Duncan mit Clara Finley.
Michael Moris mit Annie Kelly.
August Albrecht mit Caroline Kaper.
Philip A. Hill mit Emma J. Kaumann.
Chas. Speaker mit Clarissa A. Maull.
Samuel A. Porter mit Catharine Sehr.
Fred. Camp mit Kate Worthorn.
Walter Fryer mit Sarah M. Cohen.
Nicholas Ding mit Rosina Sautter.
John Burne mit Margaret Edereth.
Wingo Horton mit Sarah C. Georg.

Seit letzten Samstag wurden in Jefferson County folgende Grundeigenthums-Vertragungen registrirt:

Jacob Schmitt an Lettie Joseph, Jeffersonstraße, zwischen Jackson und Preston, 21 bei 204.....	2625
Jacob Schmitt u. Co. an C. Hoeling, Jeffersonstraße, zwischen Jackson und Hancock, 7 bei 204.....	875
Ed. Schmitt u. Co. an C. Ed. Schmitt, Jeffersonstraße, zwischen Preston u. Jackson, 7 bei 204.....	775
C. C. Freilange an Anton Kohler, Ecke Clay und Rose Lane, 42 bei 105.....	1850
Mary C. Zylar an Chas. F. Clifton, Mainstraße, zwischen 24. und 25., 420 bei 195.....	8400
James Harrison an Robert Mitchell, Shelbyville, 100 bei 378.....	750
C. W. Bindell an C. W. Wilkes, Brookstraße, südlich von St. Catharine, 111 bei 325.....	8300
C. H. Wile an Jno. W. Mitchell, 208 nördl. von Duf., 180 bei 319.....	5408
Jos. Budel an Phil. Reichert, Marktstr. zw. 20. u. 21., 25 bei 105.....	7230
C. C. Ford an August Goldweg, 2. Str. zwischen Jacob und College, 40 bei 200.....	850
C. Gunzler an Frank Diep, 20. Straße, zwischen Markt und Main, 24 bei 100	1200
C. Cochran an Anthony Kardini, Delaware, zwischen 12. und 13., 20 bei 200	1200
C. A. Bell u. Co. an C. W. Goebel, 28 bei 150, Walnut zw. 4. u. 5.....	1000
Frank Diep an Georg Günzler, südwestl. Ecke 20. und Marktstr., 214 bei 155.....	2500
C. H. Wile an C. W. Wilkes, 3. Str., 50 bei 150.....	1962
A. C. Johnson an Louisa Köhlich, Chestnutstraße, zwischen 19. und 20., 30 bei 200.....	700
W. W. Farmer u. Co. an C. W. Rathenow, Jefferson Co. 23 Ader.....	1000
W. P. Benedict an C. A. Partner, Walnut, zwischen 4. und 5., 27 bei 148.....	7300
J. Kerler an C. A. Partner, Marktstr. zw. 11. u. 12. 20 bei 210.....	6800
C. C. Peto an C. Clark, 1. Straße, zwischen Walnut und Chestnut, 40 bei 200.....	8000
Jas. Bryant an John Woodlot, 1. Str. zwischen College und Broad, 60 bei 200	8400
C. Dunn an D. Niel Brennan, Madison Straße, zwischen 19. und 20., 30 bei 161.....	600
C. Drumbly an Thomas Bohannan, 94 Ader, Jefferson Co.....	1046
Jos. Budel an George Winer, Marktstraße, zwischen 20. und 21., 21 bei 135.....	414
C. W. Perdue an C. P. McGee, Ecke Walnut und 20., 96 bei 120.....	1200
Chas. D. Jacob an Jos. B. Kintad, 5. Straße, zwischen Brook und Floyd, 85 bei 180.....	7621
C. A. Zimmon an Levi Bamberger, Maple, zwischen 16. und 17., 80 bei 166	1000

Richter George W. Johnson von der Circuit Court ist wieder so weit genesen, daß er das Bett verlassen und die frische Luft genießen kann.

Balaam P. Robertson, welcher von College Grove, Tenn., mit der Frau seines Arbeitsgebers, Hrn. John Bugg, durchbrannte, ist nahe Crawfordville, Ind., verhaftet worden. Der Gefangene ist etwa 27 Jahre alt und die Frau hat etwa 35 Sommer erreicht. Herr Bugg stand gerade im Begriff, nach Arkansas zu ziehen, und begab sich seine Frau auf Besuch zu ihrer Schwester nach Spring Hill, Tenn., von wo sie mit ihrem Geliebten entfloß. Robertson ist ebenfalls beschuldigt, ein Pferd gestohlen zu haben.

Aus St. Louis wird berichtet: Der Fall des Wm. D. Donaldson, Capt. des Dampfers Great Republic, angeklagt, in der Nacht vom 23. auf den 24. vorigen Monats einen Neger, Namens Henry Anderson, erschossen zu haben, kam gestern im Polizeigericht zur Verhandlung.

Der Capitän, dem man nunmehr bei dem Transport von und nach dem County-Gefängniß die Handschellen anlegt, ist ein hübscher Mann in den besten Jahren. Er trägt einen braunen Schnurrbart und ist auf dem Kopfe etwas kahl. Er war elegant gekleidet und schien den Verhandlungen wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Als der Vorber Samuel Ray ausgesagte, er sei, nachdem der Capitän gefeuert hatte, aus dem Gefängniß gelaufen, weil er Angst gehabt habe, es ginge auch ihm an den Kragen, schien er sich sehr zu amüsiren.

Verschiedene Advokaten, von beiden Seiten nahmen darauf das Wort, als zum Schluß der Hr. Spiegelhalter als letzter Zeuge aussagte: „Ich hielt am 24. d. einen Inquest über die Leiche des Negers Henry Anderson. Ich fand die Leiche auf dem Boden des Gefängnisses. Seine Hände waren mit einem Paar Handschellen auf dem Rücken gefesselt. Ich hielt eine Post-Mortem-Untersuchung und fand in der linken Schläfe oberhalb des Ohrs ein Loch, das so groß war, daß ich meinen Zeigefinger hineinstecken konnte. Die Haare um das Loch waren verengt und die Ränder der Wunde vom Pulver geschwärzt.“

Die Kugel ging durch das Gehirn in die andere Schläfe. Ich fand dieselbe in der Nähe des rechten Schläfens. Sie hatte dasselbe zerschmettert, aber war nicht durch die Haut gebrungen. Der Tod muß fast augenblicklich erfolgt sein. Anderson war über 25 Jahre alt und ein wohlgebauter Mann mittlerer Größe. Am Schluß des Verhörs wurde Donaldson unter der Anklage des Mordes im ersten Grad an das Gericht überwiesen und nach dem Gefängniß zurückgebracht.

Frederick Einbruch. In den Saloon des Herrn Valentin Leister, an der Ecke von 17. und Marktstraße, drangen in der letzten Mittwoch-Nacht einer oder mehrere Spitzbuben und entwendeten mehrere Werthgegenstände. Glücklicherweise hatte Herr Leister, bevor er sich aus dem Saloon entfernte, die Geldkassette geleert, so daß die Diebe, ohne ihre Beute nach „Cash“ befriedigt zu haben, nur die in der Werthschätzung befindlichen Sachen erbeuteten. Bevor sie abzogen, setzten sie die „Bar“ in Feuer und nur dem Umstände, daß der Eigentümer des Locals bereits gegen vier Uhr Morgens das von den Gaunern besuchte Zimmer betrat, ist es zu danken, daß eine gefährliche Feuerbrunst verhütet wurde. Zu bemerken ist bei Gelegenheit dieses Einbruchs, daß unmittelbar gegenüber dem Hause des Herrn Leister das „Stationshaus“ der Polizei steht und daß die Herren Polizisten keine Ahnung von dem hatten, was gerade vor ihrer Nase passirte. Wahrscheinlich werden die Wächter der öffentlichen Sicherheit nicht früher ihre Aufmerksamkeit den Dingen schenken, welche sie angehen, als bis einmal ein Blaudruck aus ihrer Mitte geflohen und im Pfandhause verpfändet wird. Es geht doch Nichts über den Segen einer doppelten Polizeimacht!

Verfehlte Spekulation. Ein romantischer Vater aus dem Volke Israel, dessen Name Rose ist und welcher keine hundert Meilen von hier wohnt, nannte seine erste Tochter Wilde, weil er dachte, „Wilde Rose“ würde ein wunderschöner Name sein. Das böse Mädchen verdrängte ihm aber kürzlich das Spiel durch eine Heirath mit einem Herrn Kap und heißt nunmehr „Wilde Kap.“ So schreibt uns ein Correspondent aus dem Lande.

Gestern Abend um neun Uhr wurde von Station 31, Ecke Broadway und erster Straße, Generalalarm gegeben. Das Feuer brach in einem zweistöckigen Bräuhause, zwischen Jacobstraße und Broadway, aus, richtete jedoch nur geringen Schaden an.

Die Mitglieder der sämtlichen Odd Fellows Logen unsern Stadt, kletterten gestern in Highland Grove eines der schönsten Picnics ab, welches seit Jahren stattfand. Zwei Dampfer vermittelten den Verkehr zwischen der Stadt und dem Festplatz. Wenigstens sechs bis sieben Tausend Besucher besuchten das Picnic. Die Picnics in unseren öffentlichen Gärten waren ebenfalls zahlreich besucht.

An sechster Straße, Ostseite, zwischen Markt und Jefferson, werden mehrere Häuser mit eisernen Fronten versehen.

In der Nähe von Owensboro ertrank am letzten Donnerstag Abend ein junger Mann aus Davies Co., Ky., Namens Alexander, beim Baden. Man vermutet, daß er im Wasser einen Krampf bekam. Die Leiche wurde gestern hierher gebracht, um beerdigt zu werden.

Die Schodenerapflage von M. R. Maynone, dessen Sohn auf der Nashville Eisenbahn vor längerer Zeit verlegt wurde, ist zu Gunsten der Bahn entschieden worden.

OmniBus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenbapel.

Sonntag, 5. Juli 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

(Fortsetzung.)

4.

Seelen im Fiegefeuer.

Wie von Hurien verfolgt, mit unbedecktem Haupte, das gelbe Haar flatternd im Nachtwinde, so rannte er von bannen, fort durch die Straßen, fort über die lange Elbrücke, an dem hohen Crucifix vorüber, das golden leuchtete im Mondenschein, und nun unterhalb der Brühl'schen Terrasse am Ufer entlang und weiter hinaus, immer dem Flusse nach, der seine plüschernen Wellen an's Ufer schlägt und der von Frieden murmelt und von ewiger Stille.

Der Mond warf goldene Lichter über den Fluß und einen langen Schatten am Ufer hin, den Schatten des Dichters, der in Schmerz und Qual dahinjagte. Wo hin? Er wußte es nicht, wußte nicht, daß er am Ufer eines offenen Grabes dahinjagte, selbst die Vögel girten nicht mehr, und der Nachtwind wagte nicht mehr zu rauschen in den Gipfeln der Zweige. Was wird sie klingen, was wird sie singen die Aeolsharfe der Seele? Welche Antwort wird der Dichter geben auf die verzweiflungsvolle Frage des Menschen?

Er schaut empor zum Monde, der ihn anläßt mit mildem Frieden, er sieht die Sterne, welche zu ihm niederleuchten in lächelnder Herrlichkeit und ein Etwas ist in ihm, das Tropf bietet allem Kummer und aller Schwermuth, und eine Stimme, eine himmlische, sanfte u. doch kräftige Stimme tönt in ihm wie eine geheimnißvolle Offenbarung der Gottheit selber. Er hört auf diese Stimme, und die Schwingen seiner Seele regen sich wieder, er springt auf und redt sich empor, breitet die Arme aus, hinauf zu dem Monde und den Sternen, und seine Seele schwingt sich auf zu allen Himmeln und sieht die Herrlichkeit aller Welten.

Nein, ruft er mit lauter, freudiger Stimme, nein, die Erde ist kein Jammerthal, sie ist der Garten Gottes. Nein, das Leben ist kein Plunder, den man wegwirft, sondern es ist wohl werth, daß man seine Schmerzen trage und sie überwinde. Und sie überwinde! Dazu giebt dem Menschen, die Kraft, Du Genius, der in mir wohnt, dazu erleuchte das Dunkel meiner Menschenseele, Du Flamme Gottes, heilige Poesie! Nein, unwürdig war's der Manneswürde, zu vergehen in nutzlosem Jammer, unehrenhaft war's der Mannesehre, um eines treulosen Weibes willen sein Haupt zu beugen unter das Joch der Schmerzen und der Elase zu werden des wimmernden Grams. Ich grüße Euch, Ihr goldenen, funkelnden Augen des Himmels, Ihr sollt nicht mittheilig zu mir herabschauen, sondern mit stolzer Sympathie, denn von dem großen Geiste, der Euch geschaffen, bin ich ein Theil, bin Geist vom Geiste Gottes, bin der Herr der Erde. Hernieder mit Euch, Ihr Erdenkinder, hernieder Ihr Scorpionen, den Fuß will ich Euch auf das Haupt setzen, und triumphiren will ich über Euch. Ihr sollt mir nichts anhaben, nein, Ihr sollt mir nichts anhaben können. Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?

Und jubelnd, triumphirend rief er's noch einmal hinaus in die Nacht, hinauf zum Himmel; Ich bin ein Mann!

Es war nicht der Mond, welcher jetzt auf seinem Angesicht leuchtete, sondern es war das stolze Lächeln der Selbstüberwindung; es waren nicht die Sterne, die in seinen Augen widerstrahlten, sondern der tapfere Mut der Seele, die aus dem Staub der Erde sich erhob.

Der Kampf ist ausgetämpft, der Schmerz ist überwunden! Ich grüße Dich, Du seltsame stille Nacht, Du bist der Balsam meiner Schmerzen gewesen, und nun werden sie rasch heilen und vergehen!

Er wandte sich um und trat den Rückweg an, schritt leichten Fußes durch die Richtung des Waldes dahin, und weiter dann am Ufer der Elbe entlang, die hier und dort mit Buschwerk und Gesträuch eingefaßt war.

Er schlug die Hände vor sein Angesicht, und der Mond sah die Thränen, die zwischen seinen Fingern hervorquollen, und durch die Stille der Nacht hörte er die schmerzbelegte, zitternde Stimme des Dichters, die in sanften Tönen rauschte, wie eine von Seufzern bewegte Aeolsharfe der Seele.

Ich zahle Dir in einem andern Leben. Gieb Deine Jugend mir! Nichts kann ich Dir's diese Weisung geben. Ich nahm die Weisung auf das andre Leben. Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr!

Gieb mir das Weib, so theuer Deinem Herzen. Gieb Deine Laura mir! Denke, daß das Grab wuchern Deine Schmerzen. Ich riß sie bührend aus dem wunden Herzen. Ich weinte laut und gab sie ihr!

Ich weinte laut und gab sie ihr, wiederholte Schiller noch einmal, und ein schmerzliches Schluchzen rang sich aus seiner Brust hervor. Muß es denn so sein? Ist der Mensch wirklich nur zum Leiden geboren, und haben diejenigen recht, welche sagen, das Leben sei nur ein Jammerthal der Schmerzen und gar nicht der Mühe werth, es zu ertragen?

Er verankert tiefer in sich selbst und schien der Frage nachzusinken in schmerzlich bitterer Erwägung. Die Natur hielt ihren Athem an, um der Antwort entgegen zu lauschen, selbst die Vögel girten nicht mehr, und der Nachtwind wagte nicht mehr zu rauschen in den Gipfeln der Zweige. Was wird sie klingen, was wird sie singen die Aeolsharfe der Seele? Welche Antwort wird der Dichter geben auf die verzweiflungsvolle Frage des Menschen?

Er schaut empor zum Monde, der ihn anläßt mit mildem Frieden, er sieht die Sterne, welche zu ihm niederleuchten in lächelnder Herrlichkeit und ein Etwas ist in ihm, das Tropf bietet allem Kummer und aller Schwermuth, und eine Stimme, eine himmlische, sanfte u. doch kräftige Stimme tönt in ihm wie eine geheimnißvolle Offenbarung der Gottheit selber. Er hört auf diese Stimme, und die Schwingen seiner Seele regen sich wieder, er springt auf und redt sich empor, breitet die Arme aus, hinauf zu dem Monde und den Sternen, und seine Seele schwingt sich auf zu allen Himmeln und sieht die Herrlichkeit aller Welten.

Nein, ruft er mit lauter, freudiger Stimme, nein, die Erde ist kein Jammerthal, sie ist der Garten Gottes. Nein, das Leben ist kein Plunder, den man wegwirft, sondern es ist wohl werth, daß man seine Schmerzen trage und sie überwinde. Und sie überwinde! Dazu giebt dem Menschen, die Kraft, Du Genius, der in mir wohnt, dazu erleuchte das Dunkel meiner Menschenseele, Du Flamme Gottes, heilige Poesie! Nein, unwürdig war's der Manneswürde, zu vergehen in nutzlosem Jammer, unehrenhaft war's der Mannesehre, um eines treulosen Weibes willen sein Haupt zu beugen unter das Joch der Schmerzen und der Elase zu werden des wimmernden Grams. Ich grüße Euch, Ihr goldenen, funkelnden Augen des Himmels, Ihr sollt nicht mittheilig zu mir herabschauen, sondern mit stolzer Sympathie, denn von dem großen Geiste, der Euch geschaffen, bin ich ein Theil, bin Geist vom Geiste Gottes, bin der Herr der Erde. Hernieder mit Euch, Ihr Erdenkinder, hernieder Ihr Scorpionen, den Fuß will ich Euch auf das Haupt setzen, und triumphiren will ich über Euch. Ihr sollt mir nichts anhaben, nein, Ihr sollt mir nichts anhaben können. Ich bin ein Mann, wer ist es mehr?

Und jubelnd, triumphirend rief er's noch einmal hinaus in die Nacht, hinauf zum Himmel; Ich bin ein Mann!

Es war nicht der Mond, welcher jetzt auf seinem Angesicht leuchtete, sondern es war das stolze Lächeln der Selbstüberwindung; es waren nicht die Sterne, die in seinen Augen widerstrahlten, sondern der tapfere Mut der Seele, die aus dem Staub der Erde sich erhob.

Der Kampf ist ausgetämpft, der Schmerz ist überwunden! Ich grüße Dich, Du seltsame stille Nacht, Du bist der Balsam meiner Schmerzen gewesen, und nun werden sie rasch heilen und vergehen!

Er wandte sich um und trat den Rückweg an, schritt leichten Fußes durch die Richtung des Waldes dahin, und weiter dann am Ufer der Elbe entlang, die hier und dort mit Buschwerk und Gesträuch eingefaßt war.

Auf einmal blieb er stehen und borchte. Es war ihm gewesen, als habe er da jenseit des Buschwerkes dicht am Ufer der Elbe Klage laute gehört und das Wimmern einer Menschenstimme. Ja, er hatte sich nicht getäuscht; ganz deutlich vernahm er es. Da hinter dem Gesträuch, da war ein Mensch, welcher jammete und klagte.

Leise, sorgsam bemüht, kein Geräusch zu machen, trat Schiller näher zu dem Gebüsch heran, bog die Zweige des Strauchwerks sorgsam auseinander und schaute und lauschte.

Ein seltsames, überraschendes Bild bot sich ihm dar. Er sah da vor sich den Fluß, auf dessen murmelnden Wellen die Sterne tanzten und der Mond goldene Streiflichter zog, und am schmalen Uferende in der vollen Beleuchtung des Mondes sah er eine knieende, halb entleidete Menschen- gestalt, einen Jüngling mit bleichem, abgezehrtm Angesicht, das lange schwarze Haar flatternd im Nachtwinde, die Züge schmerzverzerrt, die eingefallenen Wangen überströmt von Thränen, die im Mond-

licht wie Brillanten funkelten. Neben ihm im Sande lagen seine Obergewänder, sein Hut und ein Buch, das man nach seinem Aussehen und seinem Umfang für eine Bibel halten mochte. Der Jüngling hatte die halb entbloßten Arme zum Himmel erhoben, die Hände krampfhaft ineinander geschlungen, und seine Stimme zitterte in Qual und Thränen, als er sprach:

Ich kann nicht mehr, vergieb mir, oh Gott im Himmel, ich kann nicht mehr! Du weißt es, ich habe gerungen und gekämpft! Du weißt es, ich habe Alles versucht um zu leben, um Trost zu bieten diesen Qualen, welche meine Seele zerfleischen? Du weißt es, wie viele Nächte ich vor Dir in Schmerzen auf meinen Knien gelegen und zu Dir gesteht habe um einen Strahl des Erbarmens um einen Ausweg aus dieser Nacht der Verwirrung. Aber Du hast es nicht gewollt. Du Allmächtiger da oben über den Sternen, Du hast kein Mitleid gehabt mit dem Wurm, der sich im Staube krümmte, mit dem Bettler, der Dir jammernd seine Hand entgegenstreckte und zu Dir flehte um ein Almosen! So habe denn nun wenigstens Vergebung, so nimm mich auf in Dein Erbarmen! Ich kehre zurück zu Dir, oh Gott, nimm mich gnädig auf! Und Du, Du harte, grausame, freudlose Welt, Du Jammerthal der Schmerzen u. Entbehrungen, sei verwünscht und nimm den Fluß eines Sterbenden, der nichts als Qual von Dir empfingen hat! Lebe wohl und —

Er hob sich von seinen Knien empor und sprang vorwärts mit ausgebreiteten Armen, entgegen dem tiefen, schweigenden Grabe, das bereit schien ihn zu empfangen, und — eine eiserne Klammer schien ihn auf einmal zu packen und zurückzuführen, warf ihn nieder in den Sand des Ufers, u. vor ihm stand eine hohe, riesengroße Gestalt mit goldenem Haar, das Haupt umglänzt, die Augen leuchtend, das Antlitz erglühend von edlem Zorn.

Selbstmörder, donnerte eine mächtige, starke Stimme. Wer giebt Dir das Recht, den zu mordern, den Gott geschaffen hat! Verbrecher an Dir selber, Mörder eines Menschen, fälle nieder in den Staub und siehe zu Gott um Vergebung.

Ich habe zu Gott gesteht, Wochen, Monate lang, murmelte die zitternde, leuchtende Gestalt, welche da am Boden sich krümmte und es nicht wagte, aufzuschauen zu der lichtumflutheten Erscheinung, die wie der zürnende Engel Gottes über ihm schwebte. Es ist Alles vergeblich gewesen, und kein Lichtstrahl hat geleuchtet in die Nacht meiner Schmerzen. Ich will sterben, weil ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag! Ich will mich flüchten in den Tod, weil ich endlich Ruhe haben will vor dem nagenden Hunger, der seit vier Tagen meine Eingeweide durchwühlt und aus dem Menschen ein wildes Thier gemacht hat! Ich —

Die klagende, schluchzende Stimme schwieg, die zitternden Glieder zuckten nicht mehr, und wie Schiller sich zu ihm nieder beugte, sah er in ein erstarrtes Antlitz mit todt, glanzlosen Augen, mit halbgeöffneten Munde, mit todesbleichem, verzerrtem Angesicht.

Schiller neigte sich tiefer, legte sein Ohr auf die Brust des Unglücklichen und nahm die schlaffe, weiche Hand, um den Puls zu suchen. Aber das Herz stand still, und der Puls klopfte nicht mehr unter den tastenden Händen.

Es ist eine Ohnmacht, nichts als eine Ohnmacht, murmelte Schiller; man stirbt nicht so schnell u. so ohne Zufuhr. Ich will ihn wecken! Armer Unglücklicher, vergieße es mir, wenn ich Dich zurückrufe in die Qual des Daseins; aber da wir Menschen sind, dürfen wir uns aufheben wollen gegen die Gesetze der Natur und nicht trogen unserm Schicksal. Ich muß Dich wecken, armer Mensch!

Er neigte sich nieder zu dem Fluß, schöpfe Wasser in den hohlen Händen und übergieß damit die Stirn des Ohnmächtigen, und da er noch immer regungslos am Boden lag, schloß er wieder und immer wieder, und rief ihm die Schläfe und die Brust mit den Händen und hauchte ihm seinen eigenen Athem ein in den geöffneten farrnen Mund.

Allmählig begann das Leben wieder zu dämmern in der bewegungslosen Gestalt, lebte der Strahl des Bewußtseins wieder zurück in die farrnen, glanzlosen Augen, und die zitternden Lippen murmelten ein Wort der Klage, welches die Seele des Dichters mit Jammer, sein Auge mit einer Thräne des Mitleids füllte.

Da lag es am Boden, zuckend in Qual, das Ebenbild Gottes, und die erbärmlichste, die allgemeinste Klage des staubgebornen Thieres war der Angstschrei der wiedererwachenden Menschenseele: Mich hungert! ach, mich hungert!

Und ich habe nichts, nichts, um seinen Hunger zu stillen, sagte Schiller angstvoll, nichts, um aus dem Thier wieder einen Menschen zu machen.

Ach, wehe mir, ächzte der Unglückliche, diese Qual ist fürchterlich! Warum hast Du mich gewedt, um sie auf's Neue zu empfinden? Wer gab Dir ein Recht, mich zurückzuführen zum Tode?

Wer gab Dir ein Recht, zu sterben? fragte Schiller streng.

Der Hunger, stöhnte der Andere, der furchtbare Hunger mit seinen Scorpionenzähnen! Wenn Du willst, daß ich lebe, so gieb mir auch das Brod des Lebens! Brod! Gieb mir Brod! Oh sieh! ich habe meine Hände zu Dir empor und bettelt! Ich habe mich

in den Tod geben, um nicht betteln zu müssen, aber Du hast mich überwunden, Du hast mich in den Staub gebeugt, und nun bettelt ich zu Dir: Gieb mir Brod! Laß mich nicht verhungern!

Ich will geben, es Dir zu holen, sagte Schiller milde. Aber nein, Du könntest meine Abwesenheit benutzen, um die finstere That zu vollbringen. Schwöre mir, daß Du meine Wiederkehr erwartest, daß Du hier bleiben willst, bis ich zurückkehre.

Der Unglückliche antwortete nicht, und als Schiller sich zu ihm niederbeugte, sah er, daß er zum zweiten Male ohnmächtig geworden.

Wenn er erwacht, werde ich zurückgekehrt sein, flüsterte Schiller, und er sprang auf, und mit großen Schritten, mit mächtvollen Sprüngen eilte er das Ufer entlang hin zu dem kleinen Hause, das da unterhalb der Brühl'schen Terrasse lag und den Schiffern und Kahnführern als Herberge diente. Es brannte noch Licht in der Wirthsstube und einzelne Gäste saßen noch plaudernd und rauchend hinter den Bierkrügen. Schiller trat zu dem Schenkstisch, reichte ein Geldstück dar, ließ sich einige Weißbrote und eine Flasche Wein geben, und rannte mit den gewonnenen Schätzen von bannen das Ufer entlang hin zu dem Unglücklichen, der eben wieder aus seiner Ohnmacht erwacht war und mühsam das Haupt zu erheben suchte.

Schiller kniete nieder, hob sanft u. zärtlich wie eine Mutter das schwankende Haupt des Unglücklichen empor und lehnte es an seine Kniee. Geduld nur, Du Armer, Geduld! Ich bringe Dir Labung, ich bringe Dir Brod!

Wie hastig die zitternden Hände danach langten, wie gierig er es zum Munde führte! Wie sein Gesicht aufleuchtete, als er nun getrunken aus der Flasche, welche Schiller ihm an die Lippen setzte, und wie er dann wieder nach dem Weißbrote griff, als nach einer köstlichen Labung.

Der Dichter konnte den Anblick nicht ertragen, er that ihm weh in tiefster mitleidender Seele. Sein Auge hob sich traurig und vorwurfsvoll auf zum Himmel und ein jorziger Schmerz suchte um seine Lippen.

Du hast Deine Welt so groß und so reich geschaffen, o Gott! Es ist Nahrung und Labung für Alle! Die Bäume hängen voll Früchte, und der Mensch darf sich nicht plündern, das Brod duftet an den Fenstern des Bäckers, und der Mensch darf es nicht nehmen, ob er gleich verhungert. Er sinkt zusammen in Todesqual, und an ihm vorüber fährt der BUCHERER in reicher Carosse und blüht stolz und verächtlich hernieder auf den Unglücklichen, der kein anderes Verbrechen begangen hat, als daß er arm ist. Oh ewige göttliche Gerechtigkeit, ich forsch' nach Dir vergeblich hinter den Wolken, ich rufe nach Dir vergeblich in den Palästen der Reichen und in den Häusern der Armuth!

Ach, welche Labung das war, welche Erquickung! Leuchtete der Unglückliche. Sie sind mein Erretter, mein Erlöser geworden, Sie haben die nagende Qual von mir genommen. Ich danke Ihnen! Lassen Sie mich diese Hand küssen, welche sich meiner erbarmte! Sie wollen Sie mir nicht geben, Sie entziehen Sie mir? Sie verachten mich, den Selbstmörder, den verzweifelten? Sie haben wohl ein Recht dazu!

Nein, sagte Schiller sanft, ich verachte Sie nicht, ich bemitleide Sie, denn auch ich kenne den Schmerz, auch ich habe in meiner Seele die Scorpionenstiche der Armuth empfunden. Nein, ich verachte Sie nicht. Alle Menschen sind Brüder und müssen einander beistehen. Alle Sorgen sind Schweres und müssen einander trösten. Sprich also zu mir, mein Bruder, sage mir, wie ich Dir helfen kann, laß Deine Sorge zu meiner Schwesterseele klingen, und ich will versuchen, Dich zu trösten.

Du bist ein Engel, welchen Gott mir gesandt hat, schluchzte der Andere. Deine Lippen sprechen das erste Wort der Theilnahme, das ich seit langen Monaten vernommen, und in Thränen möchte ich meine Seele ausströmen zu Deinen Füßen. Ja, mein Bruder, Du sollst die traurige Geschichte meines trostlosen Daseins erfahren, und Du wirst mich dann entschuldigen, Du wirst mir verzeihen, daß ich zum Verbrecher werden wollte an mir selber. Neige Dein Ohr zu mir, Bruder und höre.

Schiller ließ sich zu dem Unglücklichen niederlegen auf den Uferrand und lehnte neben ihm im Grase. Der bleiche Jüngling neigte sein mattes Haupt an die Schulter, die sich ihm darbot, so fest und stark wie ein Fels im Sturm. Eine Pause trat ein. Derjenige, welcher eben erst zurückgekehrt war von den Pforten des Todes, suchte seine schwirrenden und trennenden Gedanken zu sammeln, derjenige, welcher härter als der Andere, in qualvoller Stunde vorher mit festem Mannesmuthe dem Unglück getrotzt und den Schmerz überwunden hatte, ließ in seinem Herzen nun die Stimme des Mitleidsertönten für den Bruder, der, minder stark wie er, minder muthig, dem Leben entfliehen wollte, weil seine Seele keine Schwingen gehabt, um ihn hinaus zu tragen über den Staub und das Elend der Erde.

Wenn nicht die allmächtige, allgegenwärtige Güte die Flügel der Begeisterung gegeben, wie kann der Fliegen? Im Staube muß er kriechen, und Nahrung suchen und elenden Fraß, muß hinstirben wie das Thier, das für seinen Magen allein von ihm seinen Lebensreiz empfängt. Wenn der Genius nicht leuchtet mit himmlischem Strahl in dem Geiste, für den ist es Nacht und Dunkelheit, dem glänzen keine Sterne, und der thut wohl, daß er sich rette in das Grab, in das Schwellen und Aufbören der Qual! Ich danke Dir, ewiger Gott, daß Du mir Schwingen gegeben, ich danke Dir, mein Genius, daß Du mir leuchtest auf dem dornenvollen Pfade und mir halffest zu überwinden!

Schiller sprach das nicht mit seinen Lippen, sondern nur in der Tiefe seiner Seele, schaute auf zu dem Monde, dem er vorher seine eigenen Schmerzen geklagt, und lächelte mild empor zu den Sternen, die in unwandelbarer Festerkeit dahinzogen auf ihrer Himmelsbahn. Ja, lächelt nur, lächelt! Ihr wißt nichts von der Menschen Leiden. Die ewigen Gesehe haben Euch Euren Weg gezeichnet. Warum müssen wir allein in der Wüste umherirren, das Glück zu suchen und immer nur den Schmerz zu finden! Dünken und einem Gotte gleich zu sein, und sich doch nicht besser wie der Wurm, der sich krümmt in Schmerzen und den der Fuß des Vorübergehenden achlos zertritt.

Das dachte Schiller, das klagte u. tönte in ihm selber, während der bleiche Jüngling neben ihm mit stöcker Stimme, oft unterbrochen von seinen Thränen, seinem Schluchzen, ihm die Geschichte seiner Leiden erzählte.

Es war eine einfache, schmutzige Geschichte, voll stiller Qual und verschämter Noth, eine Geschichte, wie wir sie täglich hören könnten, wenn unser Ohr offen wäre für die stille Schmerzensklage, die oft zu uns spricht aus dem bleichen Angesicht des Vorüberwandelnden, eine Geschichte der Entbehrungen und des hoffnungslosen Kampens, wie sie die ruhmlosen Gesehe am Leben erzählten, die eine einfache Studie zu erzählen weiß. Wozu wiederholen, was so alt ist wie die Welt!

Ein verfluchtes Leben, ein verfluchter Beruf. Der Sohn der Armuth fühlte in sich den Drang nach Wissen und Erkenntniß, Schätze glaubte er leuchten zu sehen in seinem Geist, und sein ebrgeiziges Herz flüsterte ihm zu: „Du wirst dereinst ein berühmter Kanzelredner werden! Gott gab Dir die Begeisterung, die Begeisterung wird Dir das Wort geben, mit welchem Du die Herzen der Menschen rührst!“ Er war eines armen Schneiders Sohn, aber sein Vater blühte mit Stolz auf den Sohn, der immer die besten Zeugnisse heimbrachte aus der Schule, der allen anderen Schülern vorgeführt ward als ein Muster des Fleißes. Es war ein Ruhm, eine Glorie für die ganze Familie, wenn der Sohn des Schneiders ein Gelehrter, ein Pfarrer werden konnte. Alles, was die Aeltern mit mühsamer Arbeit erspart und erworben, das gaben sie willig und freudig hin für den Sohn, damit er ein Gelehrter der Stolz seiner Familie werden sollte. Was hoffte nicht die Aelterliebe, was sieht sie nicht Glorwürdiges und Schönes im prophetischen Geist!

Der junge Theophil hatte seine Gramina glücklich bestanden, er hatte die Uni-verstität in Leipzig bezogen, da traf ihn die Trauerbotschaft von dem Tode seines Vaters und rief ihn zum Beistand seiner Mutter nach Dresden zurück. Jetzt erfuhr er, was er, der nur seinen Büchern, seinen Studien gelebt, bis dahin nicht geahnt, erfuhr, daß sein väterlicher Vater, um den Sohn zu unterstützen, Schulden gemacht, den Buchereren verpfändet und verpfändet hatte. Dann, als das neue Semester kam und er dem Sohne nichts mehr schicken und geben konnte, dann hatte der väterliche Vater, der unermüdliche Arbeiter, sich hingelegt und war gestorben vor Gram. Und nun kamen die Buchereren und die Gläubiger und legten Beschlagn auf Alles, und achteten nicht auf das Jammer der unglücklichen Mutter, nicht auf die Betheuerungen des zahnneissenden, verzweifelnden Sohnes; das Gesehe sprach ihnen Alles zu, sie nahmen Alles! Ein Glück mußte der arme Theophil es nennen, daß der Gram, die Schmach seiner Mutter das Herz brach. Im Krankenhause der Ursulinerinnen hatte er für die wenigsten ein Obdach gefunden, und nach sechs Tagen schon fand sie das letzte Obdach in dem schmalen, niedrigen Sarge, den die Milderthatigkeit des Krankenhauses ihr gewährt.

Aber wo war ein Obdach zu finden für Theophil, für den armen Sohn, der so plötzlich aus seiner Studirstube hinausgetrieben ward in die Wüste des Lebens, und nirgends eine Dase fand, um auszuruhen und Athem zu schöpfen von der ermatteten Wandererschaft! Er hatte anfangs muthig gekämpft, tapfer gerungen. Er wollte nicht untergehen und nicht verzagen. Man braucht ja so wenig zum Leben, und er war bereit, für das Wenige so Vieles zu geben, all sein Wissen, all seine mühsam mit langen Nachtmachen und reldlichem Forischen errungene Wissenschaft. Er ging zu den Bornehmen, den Reichen, den Gelehrten und Künstlern, er bot seine Dienste an, er wollte unterrichten, sich zum Lehrer der Kinder machen. Aber wo waren seine Zeugnisse? Was für Garantien hatte er zu bieten? Man wandte sich achselzuckend von ihm, man nahm den Arbeitsuchenden für einen Bettler und lehrte ihn den Rücken, oder bot ihm mit verächtlichem Mitleid ein farges Almosen! Er wehrte es zögernd ab; er wollte ja nicht betteln, er wollte arbeiten. Man ver-

100

Stachelmeier.

Travel town, in America, schräg in's Winkelche.

Juli 3. 1868.

Lebte Rehdachion!

Es geht doch Nichte über die saure Jurekzeit und die Hige. Ich wundere mich bloß immer, daß ich bei meine Corpulenz noch aushalten kann und daß ich noch nicht lange dahin gegangen bin, wo am Ende die alle Polizei ooch hinjehen wird und wo een ganz jemüthlicher Pfeffer wächst. Meine gute Laune ist mich ooch beinahe verschwigt und wenn ich Sie überhaupte noch wat schreibe, so jeschicht es man bloß, weil ich mich blamiren will.

Wie am letzten Montag das Feuer aus die Bode 45 losbrannte, is einen von meine Freunde, den Sie ooch kennen und der sich gerade weit von Sie abwohnt, eene schredliche Jeshichte passirt, die ich Sie verzählen muß. Der olle Mann stit nämlich gerade in einen Verschönerungs-salon und läßt sich rasiren, wie in die Nähe die Brennerlei losjehet und wie ihm gerade erst ein Cotelet abjeshoren is. Natürlich springt der Mensch in dem allgemeinen Entsetzen ooch uf und rennt mit eene injeseste Bode und einen halben Bart uf die Straße und merkt da nich eber, wat er für einen dummen Streich jemacht hat, als bis ihm ein großer Haufen Schürzenjungen umstehet und ein Polizist ihm beim Ind fast und ihm ganz kalt sagt: „Heeren Sie mal, wat machen Sie hier für Narrenspoffen, wenn Sie sich nich gleich entfernen, denn sperre ich Ihnen in's Hundeloch. Hurree is da der olle Mann ausjeshoren und jeshamnt hat er sich, wie ich selbst, als ich zum ersten Mal verliebt war, wat ooch keine Kleinigkeit is, aber zulezt doch damit enbteigte.

Mich selbst is übrigens ooch een recht schlechter Wis passirt. Ich besse nämlich, wie Sie selbst wohl wissen, eenen Part ausjeshprochen Niecher. Da es nu wohl manchmal vorommt, daß man sich in die Nase schneidet, so schnitt ich mir allerdings nich hinein, bekam aber von wegen die schredliche Hige eene kleinen Auswuchs uf meinen Zinken, so daß ich mir een Heft-pflaster drauflegen mußte. Am letzten Mittwoch fällt mich das Ding von die Nase, ich büde mir un liebe es wieder uf. Wie ich dann ausjehet und ooch bei meinen Freund den ollen Conrad in die Marktstraße, in die Nähe von Ihre Office vorjehet, grinsen mir uf einmal alle meine Freunde uf eine beleidigende und herausfordernde Art an. Ich drücke mir, anjehwert von diesen Injult, ziemlich schnell und hörte noch, wie sie mich mit einem hochmehrischen Gelächers verfolgten. Aber wie ich nach Hause in mein Innerrzimmer kam un in den Spiegel lachte, da bin ich beinahe vor Schred umjeselet. Denken Sie sich mal, ich Rindvieh hatte statt einen Heftpflaster een Label von eine Boom-wollenpule uffgepappet und darauf stand: „Garantirt für 300 Jahr.“ Nu stellen Sie sich mal vor, ich mit meinen langen Niecher und mit diese Beschneidung darauf, daß muß doch reine zum dobschieschen jehenen find. Da Sie sich nur nich unnerleben, darüber zu lachen, dann schreibe ich Sie jarnicht mehr, womit ich für diesmal bleibe Ihr geliebelter

Stachelmeier,

mit die garantirte Nase.

Schmidt. Aber Niecher, wo willst du mit'n gerissenen Stiefeln hin?

Meier. Nun, nach d'zweiten Straß, d'soll a Zahnarzt wohne der d'Defen-tiv auf d'Schusterbank g'stubiert hot.

Schmidt. Aber Du dummes Dos dem sei Gas humbodd Dir Dei Stiefeln net widder ganz.

Meier. Weicht, d' Bartels hat mi aber g'sagt: der Zahn der Zeit hab zu stark d'ran genagt, und den Zahn möcht i mi gern rausziehen lasse.

Schmidt. Aber worum gehst net zu g'schickte Zahnarzt, einer der regelmäßig g'stubiert bot, zum Beispiel der Deitsche, der an Jefferson, zwischen zweiter und dritter Stroß wohnt.

Meier. Zu dem geh i, wenn mi wirklich am G'fräß was fehlt—a Dentist möcht i aber doch nit sein.

Schmidt. Nu, worum?

Meier. S'kleinste G'schäft von der Welt, wenn mer „von Hand zu Mund“ sei Lebe mache muß!

Erklärung.

„Du Mutter Knackf, die habb en Jungen Man einen habb s', doch best ein De was dorfor of gaud gelungen: So'n Schapslopp habb die Welt nicht sein.“

Um nahe liegenden Irrthümern zu be-gleichen, erkläre ich hiermit, daß ich mit „Mutter Knackf“ nicht die Mutter eines jezt häufig genannten frommen Herrn, sondern nur eine schlichte Bäuerin aus dem gesegneten Lande Mecklenburg gemeint habe.

Friedr. Reuter, plattdeutscher Dichter.

Für alle Fälle. „S ist ebbe doch a Hauptfach“ um a groß Maul: bei de theure Jetta fällt mir verneben, und bei de wohl-felle Zeiten goht viel „nein.“

Der fünfte Zeuge.

Es giebt in Paris neben den anerkannten und patentirten Gewerben noch eine große Anzahl kleiner Neben-Industrien, die sich dem aufmerksamen Beobachter nach und nach offenbaren, z. B. das Feueran-bieten auf den belebtesten Plätzen und Straßen, das Aufheben weggeworfener Cigarrenstummel auf den Boulevards des Italiens, das Öffnen und Schließen der Wagenthüren an Kirchen und Theatern, das die tägliche Beschäftigung einer gar nicht unbedeutenden Anzahl von allerdings eben nicht hoffnungsvollen Pariser Jüng-lingen ausmacht.

Es giebt aber noch ein Metier, das mei-mer Nomenclatur bis jezt fehlt; ich werde es „das Geschäft des fünften Zeu-gen“ nennen. Es ist jedenfalls eine der Eigentümlichkeiten dieser großen Stadt. Auf der Mairie des zweiten Arrondisse-ments bemerkte ich sehr oft einen jungen Mann von einnehmendem Aeußern, in der Uniform eines Nationalgardisten, der auf dem Hofe des städtischen Gebäudes regel-mäßig Sonnabends in den Stunden zwi-schen zwölf und zwei Uhr zu Luftwandeln schien.

Sie haben wohl Dienst? fragte ich ihn eines Tages.

Ja, mein Herr!

Alle Sonnabende?

So ist es.

Das seht mich in Erstaunen, da meines Wissens jeder Pariser Nationalgardist nur alle zwei Monate zum Wachdienst gezogen wird.

Da haben Sie allerdings Recht, indes-sen mich bestimmen philantropische Rück-sichten den Dienst für meine Kameraden zu übernehmen.

Jeden Sonnabend gerade?

Ja, jeden Sonnabend nur, aber thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich allein, begleiten Sie mich nicht und spre-chen Sie nicht mehr mit mir. Sie sind doch nicht hierher gekommen, um mir zu schaden?

Gewiß nicht.

Sie haben auch nicht den grausamen Hintergedanken, mir Concurrenz zu ma-chen?

Da sei Gott vor!

So bitte ich Sie, verlassen Sie mich. Später bin ich gern bereit, Ihnen Alles zu erklären, was Sie zu wissen wünschen.

Ich gab der Bitte nach, aber meine Reu-gierde war lebhaft angeregt. Ich wollte wissen, warum dieser Nationalgardist, dessen Dienstleier mir offenbar eine beloh-nende Anerkennung zu verdienen schien gerade den Sonnabend gewählt hatte, um sich dem Vaterland zu widmen, u. warum er so eindringlich darauf bestand zwischen zwölf und zwei Uhr auf dem Hofe der Mairie allein herumzufajagieren. Ich wendete mich an den Sergeanten der Wache.

Wer ist der junge Mann, fragte ich den bärtigen Sohn der Mars, der auf und nieder geht?

Das ist ein sehr bekannter junger Mann, Original!

Was thut er?

Er ist Schreiber bei einem Natar. Um einen gerichtlichen Act aufzuneh-men ist er denn wohl nicht hier?

Vielleicht doch. Passen Sie nur auf, was geschehen wird. Er liebt das Ver-gnügen, gute Kost, Muß und Tanz.

Und darum zieht er auf Wache?

Eben darum.

Ich verstehe Sie nicht!

Passen Sie nur auf, und Sie werden nach und nach vielleicht verstehen. Ich muß Sie aber nun verlassen, um die Pa-role zu holen.

Der Sergeant ging, und ich stellte mich neben ein Fenster des Wachgebäudes. Von hier aus konnte ich Alles übersehen, was in dem Hofe vorging. Es erschienen Täuflinge, die in ihren schönen weißen Mänteln von sorgsamem Ammen getragen und von freudestrahlenden Papas geleitet wurden; es kamen lustige Hochzeitzüge mit ihrem Gefolge von gepuften Braut-jüngfern, bedenklichen Großeltern und ge-rührten Müttern u.

Pöplich kam ein Herr mit weißen Hand-schuhen, weißer Cravatte, frisirtem Haar, neuem schwarzen Frack, mit sehr besorgtem Gesicht die breite Treppe der Mairie wie-der herabgesprungen, er sah sich ängstlich nach allen Seiten um und schlug sich plö-lich vor die Stirn.

Mein Luftwandelnder Nationalgardist sah den Herrn sehr wohl, that aber, als ob er ihn nicht bemerkte, ging im weiten Bogen um ihn herum und pff: Marl-brough s'en va t-ou guerro: Pöplich stellte sich der Mann in weißen Handschu-hen dicht vor ihn hin. Beide standen ganz in meiner Nähe, ich verlor also kein Wort ihrer Unterhaltung.

Mein Herr, seufzte der schwarze Frack, ich bin recht unglücklich!

Was fehlt Ihnen? fragte der Natio-nalgardist.

Ich verheirathe mich.

Das nennen Sie ein Unglück?

Das nicht, aber es fehlt mir ein Zeuge, und die Trauung ist unmöglich ohne die vorgeschriebenen fünf Zeugen.

So will es das Gesetz; ein Artikel des Code Napoleon hat diesen Fall voraus-gesehen, mein Herr!

Wollten Sie wohl die große Liebde-würdigkeit haben, den fehlenden Zeugen

zu vertreten, der mich schändlicher Weise im Stich läßt?

Mit dem größten Vergnügen, mein Herr! entgegnete sehr höflich der Natio-nalgardist und folgte dem Bräutigam nach der Mairie. Als er von der Feierlichkeit zurückkehrte, schien mir sein Gesicht ganz verklärt.

Mittlerweile war der Sergeant wieder an mich herangereten, stieß mich mit dem Ellenbogen an und flüsterte mir zu: Zeht hat er seinen Zweck erreicht: er ist hoch-zeitig!

Wirklich?

Versteht sich; man kann doch einen Mann, der die Gefälligkeit gehabt hat, den Con-tract mit zu unterzeichnen, nicht wieder verabschieden, ohne ihn zum Hochzeits-schmause und Ball einzuladen.

Und er macht das Geschäft alle Sonn-abende? (Der Sonnabend ist nämlich der Tag, der in der Regel zu den Trau-ungen auf den Mairien anberaumt wird.)

Ja, alle Sonnabende, und zwar in der Hoffnung, daß es ihm einmal glücken wird, irgend eine der niedlichen Brautjungfern als Gattin heimzuführen. Er ist übrig-ens kein übler Mensch, hat angenehme Manieren, ist sehr unterrichtet, leider aber bestet er einen Hauptfehler.

Und der wäre?

Er ist arm wie eine Kirchenmaus.

Wir hatten eben, der Sergeant und ich, unsere Unterredung beendet, als der hei-rathelustige Nationalgardist an seinen Vorgesetzten herantrat und ihn für den heutigen Abend um Urlaub bat.

Wie gewöhnlich! sagte lachend der Sergeant.

Was wollen Sie? Ich suche die Gele-genheit, Bekanntschaften anzuknüpfen, und darum übernehme ich das Geschäft eines fünften Zeugen. Das ist ein Ge-werbe, so gut wie ein anderes.

Ich wünsche, daß Ihnen die Hochzeit, der Sie heute beiwohnen werden, Glück bringen möge! sagte ich, indem ich mich in das Gespräch mischte.

Gott gebe es, erwiderte der National-gardist, ich bin dreißig Jahre alt, demnach ist es die höchste Zeit und ich muß mich dazu halten.

Wohlan, entgegnete ich scherzend, ich habe Ihnen heute keine Concurrenz ge-macht, und dafür müssen Sie mir einen Dienst leisten.

Mit Freuden; Alles, was ich kann, tief er.

Wenn Sie sich in Folge des heutigen Hochzeitsballes, dem Sie beiwohnen wer-den, verheirathen, so erzeigen Sie mir die Güte, mich zu Ihrem Trauzeugen zu wäh-len.

Topp! Ich nehme Ihr Anerbieten an! sagte er vergnügt.

Wir schüttelten uns die Hände, wech-selten unsere Karten und trennten uns lachend.

Zwei Monate waren verfloßen. Ich hatte das lustige Abenteuer schon wieder vergessen und hatte mich begnügt, das Geschäft eines „fünften Zeugen“ meiner Liste über seltsame Gewerbe beizufügen.

Da brachte mir eines schönen Morgens die Post zwei Briefe. Der eine, schön gestochen, auf elegantem Papier, war fol-genden Inhalts: „Herr Anatole Desbo-rais giebt sich die Ehre, Ihnen seine Ver-lobung mit Eleonore, verwitwete Frau von Arboville, anzuzeigen. Die feierliche Einsegnung dieses Bündnisses, welcher er Sie beizuwohnen bittet, wird kommenden 17. März in der Kirche Notre Dame de Lorette stattfinden.“

Der andere Brief sagte Folgendes: „Ich habe Ihnen versprochen, Sie zu meinem Trauzeugen zu wählen, wenn ich mir auf dem Hochzeitsballe, zu dem ich mich in Ihrer Gegenwart einladen ließ, eine Frau erobern könnte. Das Glück hat mir gelächelt und der Maire des zwei-ten Arrondissements wird am nächsten Sonnabend meiner innigsten Befriedigung geistliche Geltung verschaffen. Ich bitte Sie, mir zum Zeugen zu dienen, denn so viel ich weiß, habe ich noch keinen Nach-folger im Hofe der Mairie.“

Zwei Tage vor der Hochzeit begab ich mich zu dem glücklichen Sterblichen und hoffte von ihm näheren Bericht über sein Glück zu erfahren.

O, sagte er, jener Hochzeitsball war mir günstig.

Aber eine Wittve! warf ich ein.

Ja wohl, eine Wittve, aber immerhin eine reizende Frau!

Hat sie Vermögen?

Sehr viel.

Rein.

Sie werden also reich durch sie?

Ja; das ist aber gerade, was mich ärgert, denn ich liebe sie wirklich.

So sind Sie denn belohnt und glücklich durch Ihr glückliches Gewerbe?

Allerdings. Aber da fällt mir ein, Sie sind ja auch unverheirathet, warum fol-gen Sie nicht meinem Beispiel?

Wer weiß, sagte ich, jedenfalls soll mir Ihr glückliches Abenteuer nicht verloren sein!

Abenteuer mit einem Krokodil.

Mehrere französische Mäler, mit den Herren Gerome und Bonnat an der Spitze, bereisen gegenwärtig den Orient, und über eine etwas romanhafte Episode ihrer Fahrt nach Theben, den Nil hinauf, be-richtet Marius Roux im Pariser „Globe“, wie folgt:

Es war zur Mittagszeit. Alle uns um-gebenden Gegenstände, Häuser und Stei-ne, hoben sich licht ab von dem blauen Himmel.

Bald verschwanden hinter uns die Häu-ser des Dorfes, das wir verlassen, und wir sahen dahin inmitten der Wüste.— Der Fluß entrollt sich wie ein langes, himmel-blaues Band, ein Faden in der endlosen gelben Ebene, die unter den glühenden Umarmungen einer Sonne erseufst, von der man wäghen sollte, sie entflamme der Palatte eines Sogou.

Wir befinden uns sämtlich eng zu-sammengedrängt, in einer von sechs Äthiopiern geführten Barke. Von Zeit zu Zeit taucht vor unseren Blicken das Stein-bild einer Sphinx auf. Starr und re-gungslos gleicht das Ungeheuer einem Sinnbild der Wüste, darin ja die Lautlo-sigkeit und Unbeweglichkeit herrschen.

Eine von den Figuren, schöner und größer als die anderen, nimmt ganz be-sonders unsere Aufmerksamkeit in An-spruch. Wir lassen anhalten und steigen aus, um uns ein Croquis davon zuzule-gen.

Wir haben kaum 13 Meter weit vom Ufer einen Standpunkt gewählt, als un-sere Äthiopier plötzlich ein formidables Gejohel ausstoßen um wie toll in die Barke zurückzuspringen.

Indem wir hinschauen, um die Ursache des Lärmens zu entdecken, sehen wir das Wasser im Fluße emporkwallen und etwas Ungeheures um unser Fahrzeug herum-schweben und alsobald auf's trodene Ufer schnellen. Instinctmäßig ertittern wir alle den Rücken der Sphinx mit Aus-nahme Goupil's, der mit unerschütterli-cher Kaltblütigkeit hinschaut und die Be-merkung macht:

„Es ist ein Krokodil!“

— Das Thier ist nur noch einige Schritte entfernt. Wir riefen unserm Freund zu, sich zu sputen.

Ich was, meint er, ich will es strapazi-ren!

Um dem auf ihn losrennenden Feinde zu entgehen, läuft er in Einem Fort um den Sockel des Sphinxbildes herum.

Der tolle Krokodil dauert einige Se-cunden. Das Krokodil verfolgt den Lau-fenden wühend; es wird ihm schwer, sich zu drehen, und sich herumwendend, bringt es seine Schuppen zum Krachen.

Wir neigen uns Alle seitwärts, Goupil's die Hand blickend, damit er zu uns dann aufsteige. Er benutzt einen Augen-blick, wo sein Gegner unschlüssig den Kopf in die Höhe hält und nach Luft schnappt, um unsere Hüfte anzunehmen; in zwei Sägen stößt er oben, unter uns.

Mittlerweile haben die Neger die in der Barke zurückgebliebenen Büschen zur Hand genommen; sie nehmen das Krokodil aufs Korn.

Es regnet Kugeln; allein die einen ver-fehlen ihr Ziel, die anderen springen an dem schwer zu durchlöchernden Schuppen-panzer des Thieres ab.

Eine Kugel schlägt gegen die Füße der Sphinx. Nun winken wir den Negern, mit einem für uns so gefährlichen Kampf einzuhalten. Sie stellen das Feuer ein und berathschlagen. Dann sehen wir sie vom Ufer abhören und zurückfahren, wo-bel sie uns Worte zurufen, die wir nicht verstehen, aber in Weise gestikuliren, die uns verständlich erscheint, da sie auf Er-gebenheit deutet. Sie verlassen das Ufer; sie haben es verlassen.

Wir sind allein, in einer Wüste, auf dem Rücken einer Sphinx stehend, zu deren Füßen ein Krokodil lauert.

Die Stunden vergehen; es ver-schwindet die Sonne. Nachgerade wird es Nacht, und rings um uns her senkt sich ewig weiter, ganz mit Sternen besät, der Himmel, und wir sitzen rittlings auf dem Stein in zwei Gruppen getheilt, eine gegenüber der anderen. Wir suchen das Unheimliche der Wüste durch phanta-sische Erzählungen, die uns von dem Orte, unserm Abenteuer, Erinnerungen aus der Märchenzeit, eingegeben wurden, zu verschleichen. Nach der Erzählung kommt die Aufschneiderei, nach der Auf-schneiderei der schlecht: Bis auf's Tapet. Wir schlagen die Zeit todt, und sobald die Zeit widersteht, zeigt Einer von uns auf das hungrige Krokodil, worauf uns die Furcht packt und zu neuen Kräften verhilft.

Alles vergeht — eine Nacht wie ein Jahrhundert — und der Tag geht zu Ende und bricht wieder an.

Nicht lange entdedten wir in der Ferne etwas, das auf der glänzenden Wasser-fläche dunkel erdchein. Es sind schwarze Pflänzchen, die zusehends größer werden, und bald unterscheiden wir fünf mit Ne-gern benannte Barken. Die Neger sind mit Striden und Hlinten ausgerüstet.

Die Barken fahren vor und legen alle gleichzeitig an. Gleichzeitig gruppiren sich auch die Leute, indem die mit Messern und Waffen aller Art Befehrten gleich-sam einen Schwall bilden. Hinter dem

ersten Glied ordnen sich die mit den Stri-den. Die Jagd beginnt.

Man wirft Schlingen — allein das Thier weicht aus. Man gibt Feuer, doch die Kugeln treffen nicht.

Endlich gelingt es einem großen Ne-ger, der stinker und gewandter ist, als die Uebrigen, einen Fuß des Krokodils mit einer Schlinge zu fassen. In demselben Moment bringt ein Anderer seine Schlin-gen um einen Schwanzring desselben. — Nun bilden sich zwei Gruppen, die jede nach ihrer Seite ziehen, so daß das Thier zulezt nichts mehr ausrichten kann und regungslos gefangen bleibt.

Einige von der Schaar treten dicht hin-zu und feuern dem Krokodil in den Ra-chen, in den Bauch. Der arme Bestiege pelst sich heftig mit dem Schwanz den Sand, der sein Blut trinkt, wälzt sich und krümmt sich, schleppt sich, losgelassen, nach dem Fluß und verendet, noch ehe er denselben erreicht.

Militärisches.

Der russische Premier, Fürst Gortscha-koff, hat auf Befehl seines Herrn u. Kai-sers jüngst ein Rundschreiben an seine diplomatischen Agenten erlassen, in wel-chem denselben befohlen wird, möglichst bald eine Convention aller Staaten zu er-wirken, wonach die Explosionsgeschosse hin-fort nicht mehr gegen Menschen u. Pferde sondern höchstens noch gegen Munitions-wagen angewandt werden sollen. Mit Rücksicht hierauf sowie auf das hierbei (nämlich beim Sprengen der Munitions-laschen) in Betracht kommende Thier und Menschenfind erlauben sich die Unterjege-neten zu der in Aussicht stehenden Con-vention ganz gehorsamt den Zusatz zu beantragen, daß der Feind gehalten ist, bei der Abficht, Munitionslaschen in die Luft zu sprengen, uns hiervon jedesmal vorher in Kenntniß zu setzen. Denn nur so allein ist es uns möglich, uns mit den Pferden aus der Nähe jener, „da graus-samen Berührungsmittel“ in den Schiffs-bericht humaner Kriegswaffen zu brin-gen.

Die Trainsoldaten der europäischen Armeen, welche auch ihr „Glend möglichst vermindert zu se-hen wünschen.

II.

Den Offizieren und Mannschaften des zur norddeutschen Bundesarmee gehörigen kaiserlichen Contingentes ist durch Allerhöch-sten Befehl verboten worden, in der Folge die Schirme an ihren Hüften nach preu-ßischem Muster zu tragen. Die bundes-geheßigen Bewohner der Wetterau be-grüßten diese höchst wichtige Maßregel als die einzig richtige und wirksame Wahrung der gefährdeten Selbstständigkeit Hessens. Indem ich allen Doppelhessern dieses kind-liche Vergnügen von Herzen gönne, bin ich sehr überzeugt, daß denselben der jezt so verhasste preussische Schirm vielleicht ein-es Tages mehr wie erwünscht sein dürfte.

Borussia.

Selbstgefähl. Richter: „Ich begreife nicht, wie Ihr die starken Thüren und Schlösser erbrechen konntet.“

Gefangener: „Ja, der lobe ich wohl, der ist auch nicht so leicht, wie n bielen schreiben und arme Gefangne verurthei-len. Wenn Unserens durch die Welt kommen will, muß 's mehr lernen, als and're Leute.“

Wahlfeies Spiel. (Ein Student spielt mit einem Philister Karten; er-sterer mischt dieselben.)

Student: „Wie hoch spielen wir?“

Philister: „Sie spielen gewiß sehr gut und ich möchte nicht gerne viel verlie-ren.“

Student: „Wenn 's so ist, dann spielen wir um die Ebre.“

Das Bureau der Pariser Börse hat erklärt, daß es, falls in Wien die hohe Couponsteuer angenommen wird, die Oesterreichischen Papiere vom Couragettel aus-schließen werde. Es sollte uns von Herzen freuen, wenn dies geschähe und Oesterreich dann, vom Recht der Recipro-cität Gebrauch machend, beschlösse, sich in Zukunft nicht mehr mit den „Franzosen“ einzulassen und von ihnen keine Notiz mehr zu nehmen.

Der Magistrat von Halle zeigt in Nr. 126 des Halle'schen Tageblattes vom 31. Mai wörtlich Folgendes an:

„Von morgen ab wird die Fontaine auf dem Markte springen. Wir em-pfehlen dieselbe dem besondern Schutze der Bürgerschaft und erwarten, daß Jedermann kräftig dazu mitwirken werde, allem Muthwillen und den Un-gezogenheiten ein Ziel zu setzen, die etwa an dieser öffentlichen Anlage zu Ruß und Frommen der Einwoh-nerschaft sich kund geben möchten.“

Da ich nicht lassen kann, inwiefern Muthwillen und Ungezogenheit zu Ruß und Frommen der Einwohner gereichen, und noch weniger, wie man sie verbieten kann, wenn sie zu Ruß und Frommen gereichen, so erkläre ich, daß ich über die-ses Verbot zu Ruß und Frommen verhei-tern würde, wenn ich nicht schon — zu Ruß und Frommen der Einwohnerschaft verheißt wäre.

Der bekannte „vor Schred verheißene Kiese“ auf dem Markte zu Halle.

Der Arbeiteraufstand im Hennegauer Kohlenbecken (Belgien.)

Die in der europäischen Staatenwelt, trotz aller von der Reaktion angelegten Hemmschübe, in fortwährender Entwicklung befindliche politische Gleichberechtigung aller Bürger, die durch die Ausdehnung des Stimmrechts und die hierdurch sich immer mehr geltend machende politische Mobilisierung bringt notwendiger Weise dort, wo das Kapital der Arbeit gegenüber sich nicht der möglichsten Billigkeit befleißigt, Erscheinungen zum Vorschein, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß die soziale Frage in demselben Maße eine acutere Form annimmt, als die politische sich einer rationalen Lösung nähert. Die in beispielloser Sorglosigkeit und im Vollgenusse des Besitzes dahinlebende Bourgeoisie merkt erst in solchen Momenten den klaffenden Riß, der die moderne Welt scheidet, und abt dann vorübergehend die Gefahr des in den unteren Volkskreisen angehäuften Stichtoffes, den topflose Haltung und sträflicher Eigennutz ebenso explodieren macht, wie wenn das unkluge Weib halb geöffnete Grubenlicht der Knappen mit dem in den Bergwerken sich stets sammelnden Gas in Berührung geräth.

Belgien, dessen Constitution seit 1830 das Prinzip der Gleichberechtigung aller Bürger vor dem Gesetz proclamiert, Belgien, dessen innere politische Freiheiten um so weniger zu wünscheln lassen, als seine Verfassung freimüthiger ist wie das Volk selbst, Belgien hat, wie um die oben aufgestellte These zu bekräftigen, seit Jahren mit Arbeiterkämpfen zu kämpfen. Der letzte Aufstand dieser Art, welcher am 26. März begann, sollte sich leider von allen früheren ähnlichen Szenen durch eine blutige Episode unterscheiden.

Noch sind die Umstände und Verhältnisse, welche die jüngsten Vorgänge in Hennegauer Kohlenbecken bestimmten und begleiteten, nicht ganz aufgeklärt noch weiß man nicht, ob das vergossene Blut nicht ebenso auf jene zurückfällt, welche es vergossen, wie der Aufstand der Arbeiter größtentheils auf die Kohlenbergwerksbesitzer, welche ihn provocirt—darüber dürften erst die demnächst in Mons stattfindenden gerichtlichen Verhandlungen des gegen die arretirten Tumultuanten eingeleiteten Prozesses ein gewisses Licht verbreiten. Heute läßt sich allein, auf Grund übereinstimmender Berichte und der Aussagen von Augenzeugen, behaupten, daß es die isyrmatische betriebene Herabdrückung der Löhne war, welche die Grubenleute der Zeche Le Gouffre am 26. März zur Arbeitsniedersetzung veranlaßte. Mit Gewalt, unter Androhung, die Taue der Räder zu zerschneiden, erzwangen sie die Beförderung der Arbeiter, welche ihrem Beispiel nicht folgen wollten, ans Tageslicht, rissen sie mit sich fort zum verbündeten Zerstörungswerk, dem ein kleines Häuflein eilfertig herbeigerufener Gendarmen vergebens Einhalt zu thun versuchte. Der Lieutenant der Gendarmen, de Hollin, wurde durch einen Steinwurf schwer, man glaubte einen Augenblick tödtlich, verwundet, die übrigen Gendarmen mußten in eiliger Flucht ihr Heil suchen, und dann ergoß sich die immer mehr anschwellende Arbeiterlawine ins Land; voraus die Weiber, welche am allerwüthendsten sich geberdeten und Stangen mit rothen und schwarzen Stoffen trugen; in allen andern Ecken und Ecken, welche im Umkreise Charlerois eine an die andere stoßen, ward Halt gemacht und die Arbeitseinstellung forciert. Leider hatte eine schon seit Wochen langsam sich fortplantzende Gährung der Bewegung vorgebereitet. Im höchsten Grade erschreckt, requirirten die Behörden von allen Seiten Truppen, die denn auch durch Eilzüge aus Mons, Namur und Brüssel auf den Schauplatz der Unruhen herbeigeführt wurden und ihr Hauptquartier in Charleroi aufschlugen. Gleich am folgenden Tage kam ein Eilbote nach dem andern mit der Nachricht, mehrere Tausende von Arbeitern seien auf dem Wege nach der Zeche de l'Epine (Kohlenbergwerk der Guten Hoffnung), die abgesandten Truppen kamen aber bereits zu spät; schon war ein Theil des Hofes, welcher zur Zeche führte, von den Arbeitern besetzt, welche sich dort verbarrikadirten; der Kapitän Sarrazin, an der Spitze seiner Soldaten vom 11. Regiment parlamentirte mit den Leuten und suchte gutwilliger Weise, indem er versprach, ihr Anliegen bei den Bergwerksbesitzern zu unterstützen, den Eintritt zu erhalten, um die Gebäulichkeiten und die Maschinen beschützen zu können. Da kam der Major Quenne zu Pferde, der schon häufig derartige Expeditionen geleitet, und griff die Sache was barscher an; drohende Gruppen von Arbeitern sammelten sich, und wie stets bei derartigen Gelegenheiten, traf plötzlich ein verhängnisvoller Steinwurf den Major an die Stirn, dann vergingen noch einige Minuten, es fiel ein Gewehrknall, wer der Wähler, und von welcher Seite er gekommen, ist ebenso wenig zu ermitteln gewesen wie seiner Zeit die ominösen Schüsse in den Pariser Revolutionen und in der Berliner Märzrevolution; Major Quenne commandirte Feuer—ein Schredens- und Racheeschrei erfolgte. Ungefähr 30 Schüsse fielen in den dichten Räudel, und die Arbeiter zerstreuten in allen Gegenden der Windrose. Auf der schwarzen Erde aber wälzten sich neun tödtlich Verwundete, die größtentheils

gleich den Geist aufgaben, und ungefähr neun oder zehn mehr oder minder schwere Verwundete, unter ihnen ein unglückliches Weib, das ihren Gatten den Reihern der Meuterer hatte entreißen wollen und eine Kugel in die linke Brust erhalten.

Offiziere und Soldaten fanden schredensbleich u. ergriffen vor ihren Schladopfern. Es war ein gräßlicher Moment—der Eindruck auf die Arbeiter war fürchterlich. Wehrlos, wie sie waren, fühlten sie, daß jeder Widerstand vergeblich. In den nächsten Tagen kam hier und da noch ein leichter Unruheversuch vor—aber dem Strife war die Spitze abgebrochen. Einige Tage später stiegen sie wieder in die Gruben hinab, aber Nachgedanken im Herzen und Flüche auf den bleichen Lippen.

[Veiz. III. 3tg.]

Ein Schwimmerstück.

Am 26. Mai schwamm der Premier-Lieutenant Herr Spig aus Bonn, vom 17. niederrheinischen Infanterie-Regiment, welches derzeit in Celle garnisonirt, von Heppens aus über den Meeresarm der Jade nach Emden, einem an der jenseitigen Küste gelegenen Dorfe. Diese in ihrer Art einzig dastehende Schwimm-tour bewies eine Fertigkeit und Ausdauer des Schwimmers, welche in den Annalen der Schwimmfahrten als denkwürdig aufgeführt zu werden verdient. Herr Spig schwamm um 8 Uhr 27 Minuten Morgens von dem Fangedamme des Marine-Tablissements bei niedriger Ebbe, aber bei noch laufendem Ebbestrome ab, und hatte beim Einsetzen der Fluth um 9 Uhr 10 Minuten bereits zwei Drittel der Distanz des circa 3 deutsche Meilen breiten Meeresarmes durchschwommen. Um diese Zeit setzte die Fluth ein, und war somit noch das schwierigste Drittel zu durchschwimmen, weil der Schwimmer den starken Fluthstrom unter einem Winkel von ca. 45 Grad gegen den Strom zu durchschneiden hatte. Dies aber schreckte den fähigen Schwimmer nicht; mit starkem, unermüdetem Arm trieb er die Woge, und um 10 Uhr 9 Minuten hatte er die jenseitige Jadelüste erreicht, mithin den Jade-Meeresarm in 1 Stunde 42 Minuten, ohne das Wasser zu verlassen und ohne auszuruhen, durchschwommen. Der moderne Veander hatte bereits im Sommer 1867 versucht, den Meeresarm der Jade bei Heppens zu durchschwimmen, dies war ihm jedoch damals, trotzdem er 3½ Stunden unausgesetzt schwimmend im Wasser gebracht hatte, wegen des hohen Seeganges nicht gelungen. Wenigleich Herrn Spig keine Hero an der entzogenen Küste mit der Opferflamme die Sehnüchtheit der Erwartung verflüchtigte, so wurde nichtsdestoweniger seine Schwimmreise von der ihn begleitenden Bootsgesellschaft mit der größten Aufregung verfolgt. Diese Bootsgesellschaft hatte nämlich gegen das Gelingen der Wette 100 Louis d'ors parirt. Nach der vom Lieutenant zur See, Herrn Köhler, im Auftrage des Marine-Ministeriums im Jahre 1859 vermessenen Seekarte der Jade und ihrer Mündungen beträgt die Breite des von Herrn Spig durchschwommenen Meeresarmes 3 Meilen oder 3 deutsche Meilen, und ist seine größte Tiefe bei Ebbe 9 Faden oder 54 rheinische Fuß.

In einer englischen Seestadt macht ein Gentleman die Bekanntschaft eines andern, der eine fabelhafte Reichtümer mit ihm hatte. Die eigene Frau des Gentleman vermochte die beiden Herren nicht von einander zu untercheiden, wenn sie zusammenhingen. Eines Tages kommt der Doppelgänger zu seinem verarbeiteten Ebenbilde und sagt ihm, daß er einen Spaß vorhat, zu dem er einen Paß auf den Namen jenes Herrn brauche. Der Letztere denkt an Nichts Arges, läßt sich einen Paß ausstellen, dessen Signalement natürlich Zug um Zug auf den Andern paßt, und überreicht das Document. Der Doppelgänger dankt und reißt ab. Da zeigt sich denn, daß er Fälschungen von sehr bedeutendem Betrage und den Paß auf fremden Namen nicht zum Spaß gebraucht hat. In Frankfurt drüben mag er seinen Namen verändert haben, wenigstens ist nie wieder etwas von ihm verlautet.

Das in Paris erscheinende Blatt „L'Esquime illustré“ erzählt folgende Geschichte, welche sich auf dem letzten Opernballe, der zum Besen der internationalen Gesellschaft für die Weltfrieden stattfand, ereignete. Gegen 11 Uhr promenierte eine junge Dame unter dem Deckel entlang, welches in demselben Augenblicke eine rauchende Quadrille spielte. Plötzlich sieht Strauß sie erblaffen. Er erkennt den Einfluß der Musik auf die Nerven, giebt dem Orchester ein Zeichen, welches sofort ganz gedämpft spielt. Inzwischen ist die Dame in Ohnmacht gefallen, man bringt sie in das Innere des Theaters, wohin ihr Gatte und einige Freundinnen ihr folgen. Einige Augenblicke tritt eine der Letzteren wieder aus dem Zimmer. „Wie geht es?“ ruft man ihr von allen Seiten zu. „D, es ist fast nichts“, antwortete diese, „Mutter und Kind befinden sich wohl.“

Als das Besitztum eines Gelbhalses abbrannte, schrieb Jemand über die Trümmer: „Bilzniederlage.“

(Eingel. für America vom Verfasser erlaubter Abdruck.)

Aus den Tagen des Kaiserreiches.

Mexikanische Skizzen von Willibald Windler.

Heber den See nach Chalco.

Nach dem Ausdruck einiger romantischer Reiseführer, umgeben die Seen die Stadt Mexiko „wie Smaragden.“ Abgesehen davon, daß dieser Vergleich sehr abgedrückt ist, erscheint derselbe insofern falsch, als die Seen Texcoco, Chalco und San Cristobal die Hauptstadt gar nicht umgeben, sondern nur in der Nähe derselben liegen. Während man den größten Texcoco und seinen kleinen Nachbar San Cristobal in nordöstlicher Richtung von der Stadt zu suchen hat, liegt der Chalco-See südwestlich; somit bilden die Seen und die Hauptstadt ein ziemlich regelmäßiges Dreieck, dessen Nordwestspitze Mexiko ist. Das Vorhandensein dieser Seen hat dem Hochplateau Mexicos den Namen Anahac, d. h. „nahe dem Wasser“ gegeben und die alten Azteken wußten diesen Umstand so gut zu benutzen, daß sie, vermöge der künstlichen Bewässerung, dem Boden eine Ertragsfähigkeit gaben, die heute nicht mehr halb erreicht wird. Sie hatten Bewässerungsanstalten, von denen man in Mexiko nichts mehr weiß, während die wenigen jetzt noch bestehenden und sehr schlecht unterhaltenen Communications- und Bewässerungscanäle zu meist aus ihrer Zeit stammen.

Betrachtet man die drei Seen in der Nähe, so findet man in dem Äußern derselben einen ganz merkwürdigen Unterschied. Während die Wellen des unruhigen und tiefen San Cristobal eine Farbe haben wie Seifenlauge, erscheinen die Wasser des Chalco, wo sie nicht mit Wasserpflanzen bedeckt sind, blau und durchsichtig. Der Texcoco hält in dieser Beziehung die Mittelstraße, sein Wasser ist flach und farblos, aber so salzhaltig, daß da, wo er in der trocknen Jahreszeit zurücktritt, Alkalien in solcher Menge ausblühen, daß der Boden weithin weiß erscheint und die dort gesammelte Erde, bedufs des Auslaugens, einen starken Handelsartikel bildet. So weit dieser See seine Gewässer und mit diesen seine Salze verbreiten kann, wird der Boden unfruchtbar und das hat viele mexikanische Gewaltthäter und Projectenmacher auf die Idee gebracht, den Texcoco auszutrocknen und das Seebett mit dem süßen Wasser des höher gelegenen San Cristobal auszuwaschen (!) und die so gewonnenen, nunmehr fruchtbaren Ländereien, als Ackerland zu verwerten.

Dieser Idee fehlt, wie allen ähnlichen, zur Vollkommenheit gar nichts, als die Ausführung, diese aber ist ungefähr so möglich, wie die Trockenlegung des Mittelmeeres und Kaiser Mar hat sich begnügt, um ein für alle Male, die mit ihren Ideen Behafteten los zu werden, ihnen alle die Ländereien erb- und eigenthümlich zu verschreiben, die sie auszutrocknen im Stande sind.

Das ist wieder ein Beispiel wie verrückt die Welt ist. In einem Lande wo hunderte Male mehr Land vorhanden ist, als bebaut wird, wollen müßige Menschen einen See austrocknen, dessen Ausdünstungen der Pflanzenwelt und den Menschen in der trocknen Weltluft des Hochplateaus durchaus nothwendig sind, um bestenfalls noch mehr Ackerland zu erhalten, das ebenfalls brach liegen bleiben wird.

Dieses indessen beiläufig. Ich habe früher bei Gelegenheit der Beschreibung eines Ausflugs nach Tepicbucan, der Laguna de San Cristobal und des Texcoco Erwähnung gethan und will nun den geneigten Lesern einen Auszug nach dem Dorfe Chalco über den Chalco-See schildern.

Es war mir diesmal gelungen zu der Partie nach Chalco Frau von M..... und einen Herrn J..... zu pressen, welche beide von dem mex. Hausbesitzer noch nicht unheilbar angeheilt waren. Wir hatten uns mit Proviant u. Waffen versehen und begaben uns am 2. Januar Nachm. 2 Uhr zu Wagen nach dem alten Paser, wo der Chalco-Canal vorbeifließt. Ein eigenes Boot zu nehmen und für dasselbe zwanzig Peso zu bezahlen, erlaubte meine Kasse nicht, ich mietete deshalb ein sogenanntes Quarto (Viertel) ein gewöhnliches Passagierboot, für 12 real (2 Thlr.) und quartierte mich daselbst mit meinen Gästen ein. Diese Passagierboote sind sonderbare Bauwerke. Denken Sie sich ein 6 breites und 26 langes, flachgehendes Boot mit einem auf herausnehmbarer Holzröhren ruhenden 3 hohen Sonnendach. Nach einer sonderbaren Berechnung, die nicht von Adam Riese zu stammen scheint, hat man dieses Boot in sechs Viertel [Quartos] und zwar so eingetheilt, daß vorn ein vielleicht 6 langes Raum für die Ruderer übrig bleibt. So mit kommt auf jedes Viertel etwas mehr wie drei Fuß und auf diesem Raum sitzen oft sechs Menschen zusammengepreßt, die noch allerlei Geräthschaften mit sich führen. Wo die Quartos nicht von Passagieren occupirt sind, hat man Baaren untergebracht, die für den Raum und zwar wie Menschen zahlen müssen. Wir saßen in unserem Quarto noch leidlich bequem, aber wie die unglücklichen Indianer in unserer Nähe saßen, davon kann sich nur Derjenige einen Begriff machen, der je ein Sclavenknecht sah.

Trotzdem waren die braunen Menschen bei der besten Laune von der Welt, da sie

wahrscheinlich ähnliche Sprichwörter besitzen, wie: „Besser schlecht gefahren, als stolz gegangen!“ „Geduldige Schafe gehn viel in einen Stall“ u. s. w., um sich zu trösten.

Um 3 Uhr 15 Minuten, stachen wir in den Canal“ und zwar wörtlich, denn diese Boote werden mittels Stangen in den flachen Gewässern weitergeschoben.

Der Chalco-Canal ist an der Abfahrtsstelle vielleicht 15' breit, später erweitert sich derselbe bis zur doppelten Breite und macht es möglich, daß sich die zahlreichen begehrenden Flachboote und Canoes ausweichen können. Vermittels dieses Canales wird fast die ganze Hauptstadt mit Früchten und Gemüsen versehen und es ist ein reizender Anblick Canoes u. Flachboote, hochbeladen mit Blumen, Feld- und Gartenfrüchten vorbeizustreichen zu sehen. Besonders eigenthümlich erscheinen die aus einem einzigen Baumstamme gebauenen Canoes der Eingebornen, welche ausnahmsweise mit einem Ruder fortbewegt werden. Gewöhnlich sind nur zwei Personen in demselben, die in dem kaum 18' breiten und 2' langen Boote eine knieende Stellung einnehmen und sich nicht viel bewegen dürfen, um das Fahrzeug nicht aus dem Gleichgewichte zu bringen. Schön zum Malen waren einzelne dieser schwimmenden Gruppen. So sah ich ein Canoe bei uns vorüber, in welchem eine blinde, sehr sauber gekleidete Matrone kniete, die einen Kranz aus gelben Todtenblumen band. An der Spitze des Bootes aber stand hoch aufgerichtet, das Ruder in den kleinen Händen, eine junge, kräftige Frauengestalt, die das Schiffchen pfifflighell durch das Wasser trieb. Zwei lange, starke, rabenschwarze Flechten markirten sich scharf auf dem schneeweißen, spitzen Hemd und berührten mit ihren Enden den bunten, faltenreichen Rock, der üppige Formen verrieth. Sie hatte eine hohe Stirn und blühende Augen, die sich zeitweise freundlich auf einen Säugling richteten, der trampelnd in Mitten des Canoes auf Blumen lag. Das waren die mexikanischen Jahreszeiten auf einem Raum von 10 Quadratfuß.

Jedes der uns begegnenden Boote trug eine Inschrift und darunter oft bezeichnende und sonderbare: „La Imperatrice Carlotta“, „Et Tincipe Masimilians D. E. S.“, „La Anapolo“, „La Ma-pola de Casito se timbre.“ „La republica Mexicana.“ „Serenissimo Santa Anna.“ „Don Pablo Mendez“ u. s. w. Eine ganze schwimmende Trauerhistorie Mexicos.

Das Wasser des Chalco-Canals hat an manchen Stellen einen fein salzigen Geschmack, an andern Stellen ist es vollkommen geschmacklos. Merklins, Rhympbaen und eine andere Wasserpflanzenart, die sich durch schwimmende, herzförmige 3 fache Blätter auszeichnet und viele Wasserlilien nährt, bedecken die Oberfläche in zahllosen Exemplaren. An den Canalrändern steht 20' hohes Schilf und sehr alte Pappeln, Weiden und Terebinthen, die auf eine gewisse Strecke dem „alten Paseo Mexicos“ ein weit ehrwürdigeres und interessanteres Aussehen geben, als die neue Promenade der Hauptstadt bis heute hat.

Interessanter, als diese überall sichtbaren Riesen der Pflanzenwelt sind jedoch die schwimmenden Gärten [Chinampas] der Azteken, welche beim Hinausfahren links vom Reisenden liegen. Merkwürdig ist bei diesen „schwimmenden Gärten“ der alte Heiden jenenfalls, daß sie nicht mehr schwimmen. Sie haben seit einigen Jahrhunderten das vagierende Leben aufgegeben und sich festgesetzt, doch sieht man noch heute die Art ihrer Einrichtung. Heute, die in preussischen Pässen mit „Domizillos“ bezeichnet werden würden, legen sich, auf mit Erde bedeckten Weiden gestelchten, eine schwimmende Heimath an, auf der sie sich eine Rodrütze bauen. Um dieser Hütte pflanzen sie die zu ihrem Lebensunterhalt notwendigen Früchte, welche bei der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der ewigen Feuchtigkeit von unten, auf verhältnismäßig kleinem Raum, einen sehr großen Ertrag geben. Mit der Zeit wurden diese schwimmenden Inseln schwerer und schwerer, bis sie sich endlich an festen Stellen festsetzten und Inseln oder Halbinseln bildeten. Diese Gärten bewahren, vermöge ihres durchlassenden Untergrundes, noch heute eine sehr große Fruchtbarkeit und man sieht am Chalco-Canal scharf begrenzte Chinampas zwei Fuß über dem Wasser, auf welchen Kohl, Salat, Artischocken u. s. w. in merkwürdiger Ueppigkeit stehn. Dicht daneben müssen andere Felder, in der trocknen Jahreszeit, fortwährend aus den Canales bewässert werden, was einfach mit Schaufeln geschieht. Manche Indianer haben in der nicht leichten Arbeit des Wasser hinaufschaffens eine solche Geschicklichkeit, daß sie das Land noch 10' von ihrem Standpunkte mit der belebenden Feuchtigkeit erreichen.

Nicht weit hinter den Chinampas liegt die Wasserdouane des Canals, eine sehr prächtige Einrichtung, um auch nicht eine Maus mit einem Maul voll Korn bin-durchschlupfen zu lassen. Man hat hier eine Brücke mit zwei Wasserthoren, die hoch und breit sind, über den Canal gebaut, an deren Eingang der Zöllner wohnt, welcher die Menschenfalle Nacht absperrt. Hier muß jeder Indianer von seiner Armut den Zeihen geben, der übrigens [bei der mexikanischen Beamten-

ehrlichkeit] kaum zur Hälfte in die Staatskasse fließt. Wie ein bissiger Kettenhund liegt hier der „Zöllner und Zünder“ den Tag über auf der Lauer, neben sich den 6 langen „Ehrlichkeitsgrober“, den blankgeschneierten Bohrer mit welchem er unbarmerzig die ganz unschuldigen Zudersätze durchbohrt, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, ob nicht vielleicht Brüsseler Spizen darin verborgen sind.

Hat man dieses ganz vortreffliche Institut hinter sich, so ist man aus der Stadt und ihren Erdwerken heraus, welche Letztere den Eindruck machen, als seien sie von einer Parthie Schuljungen zur Sonntagsunterhaltung aufgeführt worden.

Der Canal führt nun durch Felder und Weiden, die wenig Eindruck auf's Auge machen und den Blick ermüden würden, wenn derselbe nicht auf dem malerischen Bergbintergrund ruhen bliebe. Belebt ist die Scene abermals durch hin- u. hergehende Boote, weidende Rinder u. Pferde, wandernde Indianer und zahlreiche Vasen- und weisförmige Adler, die sich hier aus irgend welchen Gründen Rendezvous gegeben haben. Einzelne Dörfer, die immer eine stattliche Kirche besitzen, sonst aber „sehr schlecht“ sind, haben sich an's Wasser gemacht und zeigen in ihrer Front gewöhnlich nichts als Teudas, Fondas und Pulquerias, damit man sieht, „wie leicht sich's leben läßt.“

Das erste dieser Dörfer ist Santa Anita, ein beliebter Sonntagsvergügnungsort, der ärmeren Einwohner Mexicos. Hier kann man Pulque und Aguardiente nach Herzenslust trinken und die Verräucher beiderlei Geschlechtes nach Dusenben jählen. Freunde edlerer Vergnügungen finden jedoch auch Schaulden, Schatzen und Zunderwerk sowie einen gewissen sehr lässlichen Geruch, um sich damit idyllisch zu ergötzen. Halberbengerte Hunde, nackte Kinder und indianisches Hochwild, kann man außerdem gratis in diesem mexikanischen Tiergarten bewundern.

In Zacatenco, dem nächsten Dorfe, legten wir an. Unsere Bootführer wünschen ein Glas Pulque auf meine Gesundheit zu trinken und auch Freund J. holte einen so folopischen Durst, daß er in die nächste Tienda einfiel. Unsere indianische Reisegesellschaft hatte sich inessen Tamale gekauft und hielt Frau von M..... damit frei, die ein schredliches Gilegeschloß zog. Diese Tamales sehn sehr zäh und unge-schäft wie gutgebackenes Weibrob aus, das man in Maisblätter wickelte und mit Fett löschte, trotzdem sieht daran der beliebte spanische Pfeffer nicht, welcher übrigens factisch die einzige Würze des mexikanischen Lebens ist. Uns beschäftigte sich bei dieser Gelegenheit wieder die sonderbare Gutmüthigkeit der Indianer, die sich wie Kinder freuten, als wir von ihrer Armut annahmen. Sonderbar ist daß auch sie uns für Amerikaner halten und mit einer Art Ehrfurcht betrachteten, die vielleicht darin ihren Grund hat, daß sie die „Americano“ für ihre schließlichen „Staatsretter“ halten, sobald sich Napoleon und Mar fatfam blamirt haben werden.

Mit dem Dunkelwerden erreichten wir Mijalzingo, ein wie es schien bedeutendes Dorf, das zu beiden Seiten des Canals erbaut ist und eine Brücke hat, die beide Theile verbindet. Unter dieser Brücke ist der Canal so verschlammt, daß die eine Hälfte der Durchfahrt, wegen vorhandener Schmutzberge, durchaus unpassierbar, die andere aber, in Folge eines beständigen Strubels, der durch dicht unter der Wasseroberfläche liegenden Steinen hervorgerufen wird, nur für ganz flachgehende Boote practisch ist. In Folge dessen mußten sämtliche Passagiere aussteigen und die Brücke umgehen. Mit vieler Mühe brachte man das Boot bis zum Strudel und hing nun Stride an, vor welche sich ein tugend Indianer spannte, nachdem man mit ihnen über einen angemessenen Preis einig geworden war. Diese Athleten brachten das Schiff bis zur Hälfte über die Untiefe, dann sah es so fest, daß der Strid riß. Anschaffen von neuen Striden—abermalses Reisen. Endlich wurden doppelte Pajzos angebracht und mit Hilfe dieser und sämtlicher männlicher Passagiere, das Boot flott gemacht.

Indessen war es vollkommen Nacht geworden, wir barlirten uns wieder ein und ich bestieg jetzt das Verdeck, um die schöne Abendluft und die noch schönere Abendlandschaft zu genießen.

(Fortsetzung folgt.)

In einer Stadt Mecklenburgs wurde neulich ein neuer Bürgermeister eingeführt. Bei dem Festmahl waren die Teilnehmer sehr animirt; Einer derselben brachte folgenden Toast aus: „Meine Herren, kann es ein schöneres Fest geben als das heutige, das Fest der Einführung eines neuen Bürgermeisters? Ich gebe dem gewiß allseitigen Wunsche Ausdruck, daß wir solches Fest oft, noch recht oft begeben mögen.“ Das Gelächter, welches diese Worte hervorriefen, wurde noch herzlicher, als sich der neue Bürgermeister erhob und sprach: „Ich wünsche Das nicht!“

„Ach, Herr Doktor, ich kann nicht liegen, nicht sitzen und nicht stehen! rief ein ungeduldiger Kranter seinem Arzte entgegen. „Nun, so hängt Euch!“ sagte der ärgerlich.